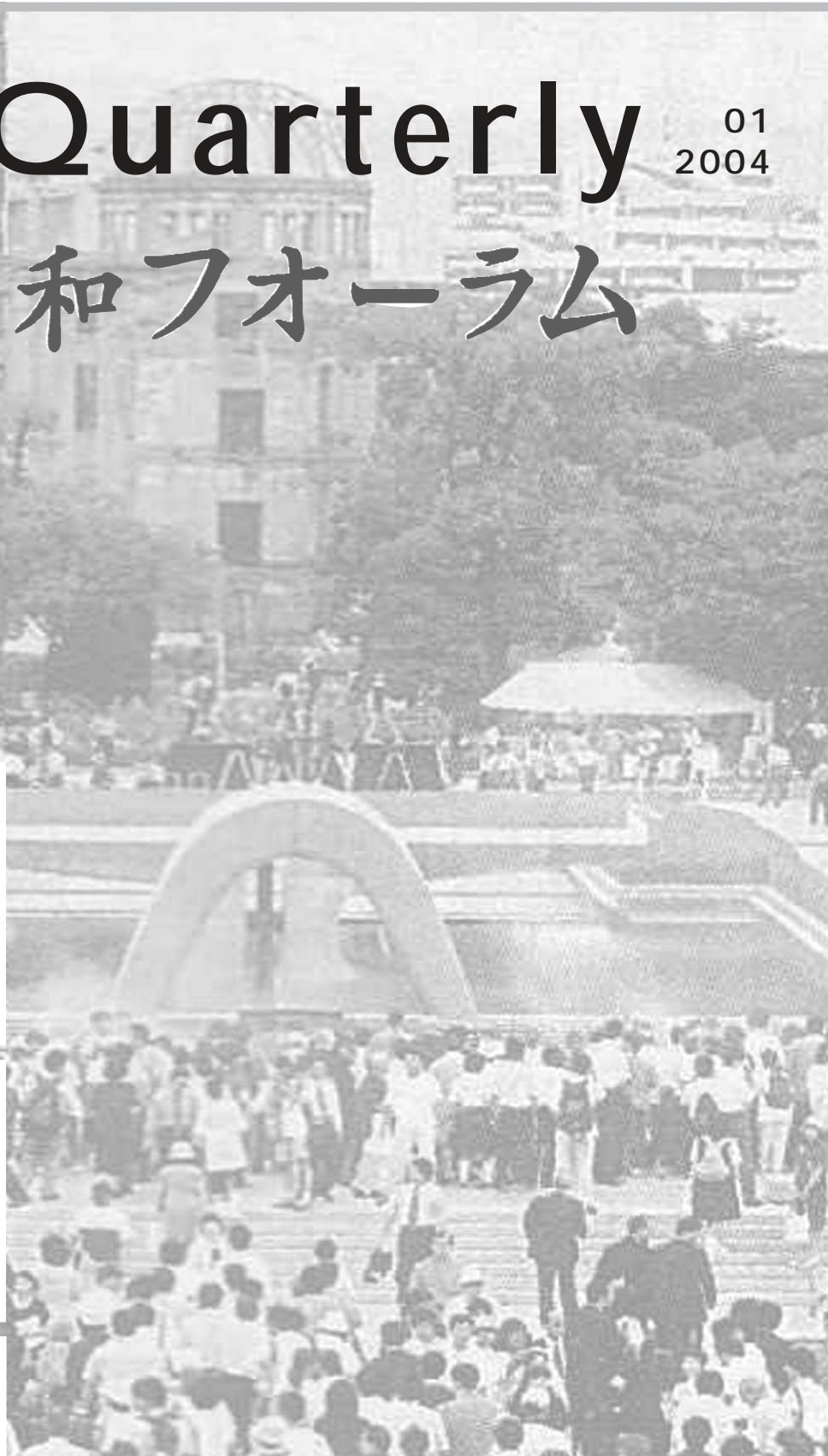


DJF-Quarterly

01
2004

独日平和フォーラム



Liebe Leserin, lieber Leser des DJF-Quarterly,

die neue Ausgabe bringt Texte aus sehr verschiedenen Bereichen. Bevor wir den Inhalt kurz vorstellen, möchten wir auf ein Versehen hinweisen. In unserem Nachruf auf Heinz Schmidt finden Sie, wenn Sie danach suchen, zwei unzutreffende Angaben zum Tod der Anne Frank.

Zum Inhalt des neuen Quarterly: Wir beginnen mit der Übersicht über den ersten Hiroshima-Nagasaki Peace Study Course an der Technischen Fachhochschule Berlin - ein Projekt, das es ohne die kontinuierlichen Bemühungen des DJF Berlin nicht gäbe. Damit wird in den Katalog sog. „Allgemeinwissenschaftlichen Ergänzungsfächer“ für die ca. 45 Studiengänge der TFH Berlin eine Kategorie Konflikt- und Friedensforschung eingeführt. Eine Projektgruppe - bestehend aus Eugen Eichhorn, Bernd Gappa und Jürgen Schröter - hat durch z. T. umfangreiche Vorarbeiten (seit Oktober 2003) den Start der Peace Study Courses am 7. April 2004 ermöglicht.

Die sich an die Übersicht über die Vorlesungsthemen anschließenden vier Texte - das Russell-Einstein Manifest von 1955, die Erklärung über die Pugwash-Konferenzen von 2002 sowie die beiden folgenden Beiträge gehören in den Kontext des Peace Study Course- insbesondere die Rückbesinnung auf den Wasserstoffbombentest von 1954. Der Artikel von Otfried Nassauer über die „Atomkrieger des 21. Jahrhunderts“ konzentriert sich auf die aktuellen Aktivitäten, neue Nuklearwaffen zu entwickeln, und Strategiekonzepte, die deren Einsatz rechtfertigen sollen.

Es folgen Beiträge, die sich im engeren Sinn mit Japan und Projekten des DJF in Japan befassen. Den Anfang macht der zweite Teil von Eiichi Kidōs Arbeit über die japanischen Nobelpreisträger und ihr Verhältnis zu Krieg und Frieden. Dieser abschließende Teil ist Kenzaburō Ōe gewidmet, dem Träger des Literaturnobelpreises des Jahres 1994. Es folgen ein Brief über die seit einigen Jahren bestehende - und offenbar wirksame - Maßnahme der Stadt Kobe, die „Nuclear-free Kobe Formula“, die von einlaufenden Schiffen eine „non-nuclear certification“ verlangt, und ein Artikel über die Entsendung des 1000 Personen umfassenden Kontingents der japanischen „Selbstverteidigungstreitkräfte“ in den Irak. Das letzte Drittel dieser Ausgabe ist im wesentlichen Projekten des DJF Berlin in und mit Japan gewidmet: Einer Arbeitsreise nach Hiroshima, Kyoto und Tokyo vom November 2003 und zwei ausführlichen Berichten „unserer Zivis“ in Kema und Ikuno bei der Amagasaki Rōjin Fukushi Kai in der Präfektur Hyogo vom März 2004.

Den Abschluss bildet eine Rede von allgemeinem Interesse aus Anlass der Verleihung des Lew-Kopelew-Preises.

Die Redaktion

Editorial	2
Hiroshima-Nagasaki Peace Study Courses	3
The Russell-Einstein Manifesto	4
The Pugwash Conferences on Science and World Affairs	7
Die Atomkrieger des 21. Jahrhunderts	8
Bikinis strahlender Jahrestag	14
Die japanischen Nobelpreisträger und die Friedensfrage	16
The 29th anniversary of the Nuclear-free Kobe Formula - a letter from Kobe	20
Japan: Iraq deployment shows the East German syndrome	21
Reiseprotokoll der Japanreise im November 2003	24
ADiA-Abschlussbericht von Andreas Prusak	26
ADiA-Halbzeitbericht von Paul Cibulka	32
„Was und wo wäre ich, wenn es Adolf Hitler nie gegeben hätte?“	
Festrede von Uri Avnery anlässlich der Verleihung des Lew - Kopelew Preises	37
Impressum	15

Hiroshima-Nagasaki Peace Study Courses

Am 28. Februar 2001 wurde an der TFH Berlin die Ausstellung „Hiroshima Nagasaki 2001“ eröffnet, wo bereits die Frage „Was können wir aus Hiroshima und Nagasaki lernen?“ diskutiert wurde. In seiner Friedenserklärung von 2001 hatte der Bürgermeister von Hiroshima, Herr Dr. Tadatoshi Akiba, vorgeschlagen, der jungen Generation an möglichst vielen Hochschulen und Universitäten weltweit Vorlesungen zur Friedensforschung und Friedenserziehung – „Hiroshima-Nagasaki Peace Study Courses“ – anzubieten.

Die TFH Berlin ist stolz, als zweite Hochschule in Europa – nach der Sorbonne in Paris – diesen Vorschlag in die Tat umsetzen zu können. Ab dem **Sommersemester 2004** werden die „Peace Study Courses“ – zunächst als Wahlfach – angeboten.

Folgende Themen werden behandelt:

1. Die Entdeckung der Kernspaltung und Aktivitäten zum Bau der Atombombe in Deutschland
(Hahn, Strassmann, Meitner, Frisch, Heisenberg, Diebner; Farmhall-Protokolle)
2. Pearl Harbor und seine herausragende weltpolitische Bedeutung im 20. Jahrhundert -
Legenden, Fakten und Hintergründe -
3. Das „Manhattan-Projekt“
Unter diesem Decknamen arbeiteten im Atom-Forschungszentrum von Los Alamos in New Mexico und vielen anderen Forschungseinrichtungen hochrangige Wissenschaftler, darunter viele Emigranten aus Europa, an der Fertigstellung der 1. Atombombe
4. Beschreibung der Atombomben-Abwürfe über Hiroshima und Nagasaki im August 1945:
Zerstörung; Strahlung; bleibende Wirkung im Bewusstsein der japanischen Bevölkerung; nuklearmedizinische Dimension; Sozialgeschichte der Hibakusha*); Atombomben-Literatur
5. Ethik und Wissenschaft, Ethik des Naturwissenschaftlers und Ingenieurs
6. Kalter Krieg, nukleares Wettrüsten, neue Nuklearstrategien
7. Internationale Abkommen zur Rüstungsbegrenzung und Rüstungsreduzierung
(SALT / START / ABM / INF / NPT)
8. Internationale Friedensbewegung
(Pugwash-Bewegung / IPPNW / IALANA / INESAP / Abolition 2000 / Widerstand unter Naturwissenschaftlern, z.B. Joliot-Curie, Rotblat, Russell)
9. Modelle für Friedenskultur an ausgewählten Biographien:
Gandhi (Indien) / M.L. King (USA) / Mandela (Südafrika) / Thich Nhat Hanh (Vietnam)

**Mehr zu den „Peace Study Courses“ im Internet unter
<http://www.tfh-berlin.de/~hironaga>**

*) Hibakusha - Opfer der Atombomben über Hiroshima und Nagasaki, die den Abwurf überlebt haben, aber auch deren Nachkommen

The Russell-Einstein Manifesto

Issued in London, 9 July 1955

Das Russell-Einstein Manifest ist ein eindringliches Plädoyer, sich angesichts der Möglichkeit der thermonuklearen Vernichtung der Menschheit durch den Einsatz von Atom- oder Wasserstoffbomben auf die Existenz als menschliches Wesen zu besinnen und politische Differenzen beiseite zu lassen. Die Autoren des Manifests warnen davor, dass die Auslöschung der Metropolen dieser Welt aufgrund des Einsatzes moderner Waffen die kleinere Katastrophe wäre. Die bei einem Atomschlag freigesetzte Radioaktivität könnte ihrer Ansicht nach überall auf dem Erdball lethale Folgen haben und die gesamte Menschheit vernichten. Sie schlagen deshalb vor, der immensen tödlichen Gefahr, die vom Einsatz nuklearer Waffen ausgehe, durch die weltweite Reduzierung der Arsenale an eben diesen Waffen zu begegnen. Zugleich betonen die Autoren des Manifests, dass eine solche Reduzierung ein wichtiger, aber nur ein erster Schritt wäre, um internationale Spannungen abzubauen. Um Glück, Wissen und Weisheit der menschlichen Spezies auf lange Sicht zu sichern und zu vermehren, wären die Rückbesinnung auf die eigene Menschlichkeit von Nöten und die bewusste Entscheidung, die großen Konflikte dieser Welt zu vergessen.

IN the tragic situation which confronts humanity, we feel that scientists should assemble in conference to appraise the perils that have arisen as a result of the development of weapons of mass destruction, and to discuss a resolution in the spirit of the appended draft.

We are speaking on this occasion, not as members of this or that nation, continent, or creed, but as human beings, members of the species Man, whose continued existence is in doubt. The world is full of conflicts; and, overshadowing all minor conflicts, the titanic struggle between Communism and anti-Communism.

Almost everybody who is politically conscious has strong feelings about one or more of these issues; but we want you, if you can, to set aside such feelings and consider yourselves only as members of a biological species which has had a remarkable history, and whose disappearance none of us can desire.

We shall try to say no single word which should appeal to one group rather than to another. All, equally, are in peril, and, if the peril is understood, there is hope that they may collectively avert it.

We have to learn to think in a new way. We have to learn to ask ourselves, not what steps can be taken to give military victory to whatever group we prefer, for there no longer are such steps; the question we have to ask ourselves is: what steps can be taken to prevent a military contest of which the issue must be disastrous to all parties?

The general public, and even many men in positions of authority, have not realized what would be involved in a war with nuclear bombs. The general public still thinks in terms of the obliteration of cities. It is understood that the new bombs are more powerful than the old, and that, while one A-bomb could obliterate Hiroshima, one H-bomb could obliterate the largest cities, such as London, New York, and Moscow.

No doubt in an H-bomb war great cities would be obliterated. But this is one of the minor disasters that would have to be faced. If everybody in London, New York, and Moscow were exterminated, the world might, in the course of a few centuries, recover from the blow. But we now know, especially since the Bikini test, that nuclear bombs can gradually spread destruction over a very much wider area than had been supposed.

It is stated on very good authority that a bomb can now be manufactured which will be 2,500 times as powerful as that which destroyed Hiroshima. Such a bomb, if exploded near the ground or under water, sends radio-active particles into the upper air. They sink gradually and reach the surface of the earth in the form of a deadly dust or rain. It was this dust which infected the Japanese fishermen and their catch of fish. No one knows how widely such lethal radio-active particles might be diffused, but the best authorities are unanimous in saying that a war with H-bombs might possibly put an end to the human race. It is feared that if many H-bombs are used there will be universal death, sudden only for a minority, but for the majority a slow torture of disease and disintegration.

Many warnings have been uttered by eminent men of science and by authorities in military strategy. None of them will say that the worst results are certain. What they do say is that these results are possible, and no one can be sure that they will not be realized. We have not yet found that the views of experts on this question depend in any degree upon their politics or prejudices. They depend only, so far as our researches have revealed, upon the extent of the particular expert's knowledge. We have found that the men who know most are the most gloomy.

Here, then, is the problem which we present to you, stark and dreadful and inescapable: Shall we put an end to the human race; or shall mankind renounce war? People will not face this alternative because it is so difficult to abolish war.

The abolition of war will demand distasteful limitations of national sovereignty. But what perhaps impedes understanding of the situation more than anything else is that the term "mankind" feels vague and abstract. People scarcely realize in imagination that the danger is to themselves and their children and their grandchildren, and not only to a dimly apprehended humanity. They can scarcely bring themselves to grasp that they, individually, and those whom they love are in imminent danger of perishing agonizingly. And so they hope that perhaps war may be allowed to continue provided modern weapons are prohibited.

This hope is illusory. Whatever agreements not to use H-bombs had been reached in time of peace, they would no longer be considered binding in time of war, and both sides would set to work to manufacture H-bombs as soon as war broke out, for, if one side manufactured the bombs and the other did not, the side that manufactured them would inevitably be victorious.

Although an agreement to renounce nuclear weapons as part of a general reduction of armaments would not afford an ultimate solution, it would serve certain important purposes. First, any agreement between East and West is to the good in so far as it tends to diminish tension. Second, the abolition of thermo-nuclear weapons, if each side believed that the other had carried it out sincerely, would lessen the fear of a sudden attack in the style of Pearl Harbour, which at present keeps both sides in a state of nervous apprehension. We should, therefore, welcome such an agreement though only as a first step.

Most of us are not neutral in feeling, but, as human beings, we have to remember that, if the issues between East and West are to be decided in any manner that can give any possible satisfaction to anybody, whether Communist or anti-Communist, whether Asian or European or American, whether White or Black, then these issues must not be decided by war. We should wish this to be understood, both in the East and in the West.

There lies before us, if we choose, continual progress in happiness, knowledge, and wisdom. Shall we, instead, choose death, because we cannot forget our quarrels? We appeal as human beings to human beings: Remember your humanity, and forget the rest. If you can do so, the way lies open to a new Paradise; if you cannot, there lies before you the risk of universal death.

Resolution:

WE invite this Congress, and through it the scientists of the world and the general public, to subscribe to the following resolution:

"In view of the fact that in any future world war nuclear weapons will certainly be employed, and that such weapons threaten the continued existence of mankind, we urge the governments of the world to realize, and to acknowledge publicly, that their purpose cannot be furthered by a world war, and we urge them, consequently, to find peaceful means for the settlement of all matters of dispute between them."

Max Born
Perry W. Bridgman
Albert Einstein
Leopold Infeld
Frederic Joliot-Curie
Herman J. Muller
Linus Pauling
Cecil F. Powell
Joseph Rotblat
Bertrand Russell
Hideki Yukawa

The Pugwash Conferences on Science and World Affairs

Mission Statement

Die Entwicklung von Wissenschaft und Technik zu Beginn des 21. Jahrhunderts sowie die Herausforderungen und die Gefahren für die Gestaltung gemeinsamer globaler Sicherheit waren 2002 der Anlaß, im 45. Jahr der Pugwash-Konferenzen erneut auf ihre unveränderte Mission und ihre komplexen Zielstellungen - inspiriert durch das Russell-Einstein-Manifest- aufmerksam zu machen.

The mission of the Pugwash Conferences on Science and World Affairs is to bring scientific insight and reason to bear on threats to human security arising from science and technology in general, and above all from the catastrophic threat posed to humanity by nuclear and other weapons of mass destruction. It was in recognition of this mission that Pugwash and its co-founder, Sir Joseph Rotblat, were awarded the 1995 Nobel Peace Prize.

Through meetings and projects that bring together scientists, scholars and individuals experienced in government, diplomacy and the military, Pugwash focuses on those problems that lie at the intersection of science and world affairs. In addition to seeking the elimination of all weapons of mass destruction, Pugwash objectives also include the reduction and strict control of conventional weaponry and the elimination of war and other forms of armed conflict. The Pugwash agenda also extends to ways of alleviating the conditions of economic deprivation, environmental deterioration and resource scarcity and unequal access, which are deplorable in themselves and which give rise to resentment, hostility and violence throughout the world.

These objectives of Pugwash are pursued through debate, discussion and collaborative analysis in an atmosphere of candor and mutual respect, at annual conferences, in specialized workshops and study groups, and through special projects carried out by small teams or individuals on well-defined topics. The resulting ideas and proposals are communicated to decision-makers and the general public through Pugwash publications, open letters to heads of government from the Pugwash leadership, press conferences, and – above all – from the personal interactions of individual Pugwash participants with political leaders and opinion makers.

Drawing its inspiration from the Russell-Einstein Manifesto of 1955, which called upon leaders of the world to renounce nuclear weapons and “remember their humanity,” Pugwash above all is an expression of the social and moral duty of scientists to promote the beneficial applications of their work and prevent their misuse, to anticipate and evaluate the possible unintended consequences of scientific and technological developments, and to promote debate and reflection on the ethical obligations of scientists in taking responsibility for their work.

Forty-five years after its first meeting in Pugwash, Nova Scotia, the pace of scientific and technological developments in the early 21st century, and the security challenges facing the international community, combine to make the Pugwash mission and objectives as relevant as ever.

[14 August 2002]

Die Atomkrieger des 21. Jahrhunderts

von Otfried Nassauer

Die USA arbeiten an neuen atomaren Waffen, haben eine neue Nuklearstrategie und pfeifen auf die nukleare Rüstungskontrolle. Ein guter Grund, sich die Nuklearwaffenpolitik der Regierung Bush einmal genauer anzuschauen.

1. Neue Atomwaffen

So mancher Abgeordnete im amerikanischen Kongress rieb sich im März 2003 verwundert die Augen, als er den Entwurf für das neue Verteidigungshaushaltsgesetz auf den Tisch bekam. Darin fand sich nicht nur - wie erwartet - ein Etatansatz für die Entwicklung einer neuen Atomwaffe zum Zerstören tief unter der Erde verbunkelter Ziele. Es gab auch einen unscheinbaren Passus, in dem die Aufhebung des Spratt-Furse Amendments aus dem Verteidigungshaushaltsgesetz für das Jahr 1994 vorgeschlagen wurde.

Dieses Amendment, ein rechtlich bindender Gesetzeszusatz, verbot konkrete Forschungs- und Entwicklungsarbeiten an Nuklearwaffen mit einer Sprengkraft von weniger als 5 Kilotonnen. Er stellte eine Hürde gegen die Entwicklung und Einführung von Mini-Atomwaffen und Nuklearwaffen kleiner Sprengkraft dar, auch wenn Grundlagenforschung und Konzeptstudien nicht verboten waren. Er war das einzig existente rechtlich bindende Verbot im Bereich der Atomwaffenentwicklung in den USA. Würde er aufgehoben, so war schnell klar, wäre der Entwicklung neuer US-Atomwaffen Tor und Tür geöffnet.

Genau das ist inzwischen eingetreten. Das Haushaltsgesetz, das der Kongreß Ende 2003 verabschiedete, ermöglicht nicht nur den Einstieg in die Arbeit an einer neuen bunkerzerstörenden Atomwaffe, sondern auch den Einstieg in die Arbeit an Mini-Atomwaffen.

Seit Jahren hatte ein kleiner Kreis konservativer Republikaner und Nuklearwaffenlobbyisten beklagt, Washington betreibe nukleare Selbstbeschränkung, habe keine geeigneten Nuklearwaffen, um den militärischen Anforderungen der Zukunft gerecht und mit den Gegnern der Zukunft fertig zu werden. Die Nuklearwaffeninfrastruktur - von den Atomwaffenlaboren über die Fertigungsstätten bis hin zu den Testanlagen - veralte und vergammele. Der wissenschaftliche Nachwuchs werde vernachlässigt. All das gelte es schnellstens zu ändern.

Nach dem Machtantritt von George W. Bush begann diese Lobby, ihre gegen Ende des Kalten Krieges entwickelten Konzepte und Ideen wieder auszupacken und in die Tat umzusetzen. Der Einsatz von Nuklearwaffen, so die Vorstellung dieser Apologeten, muss glaubwürdig angedroht werden können, damit mit der Drohung eine echte Abschreckungs- und Erpressungswirkung verbunden ist. Die Waffen müssen glaubwürdig in der Lage sein, die vorgesehenen gegnerische Ziele auch zerstören zu können. Die Ziele und Gegner aber haben sich seit dem Ende des Kalten Krieges deutlich gewandelt, und für jene Ziele, um die es jetzt gehe, seien bislang nicht die richtigen Waffen vorhanden.

Angeregt wurde deshalb die Entwicklung einer ganzen Reihe neuer Nuklearwaffen. Da sind zum einen die atomaren Bunkerknacker. Heutige konventionelle Bunkerknacker können bis zu sieben Meter Stahlbeton durchdringen, künftige sollen leistungsfähiger sein. Neun, zehn oder mehr Meter werden für möglich gehalten. Die einzige Nuklearwaffe im US-Arsenal, die Bunkerknacker-Qualitäten besitzt, ist die mit einem besonders harten äußeren Mantel umgebene Atombombe B-61-Modell 11, ein relativ großer Nuklearsprengsatz. Tests ergaben, dass diese Waffen ihre Grenzen hat: Sie funktioniert bei allen Böden. Sie muss in einem bestimmten Winkel auftreffen, dringt nur begrenzt tief ein und es ist - wegen der hohen Sprengkraft - mit sehr viel radioaktivem Fallout zu rechnen. Begonnen werden soll deshalb mit der Entwicklung eines „Robust Nuclear Earth Penetrators“, RNEP, einer Atomwaffe, deren Mantel aus abgereichertem Uran (Depleted Uranium) bestehen und die mit zusätzlichen Eindringhilfen ausgestattet sein könnte, um deutlich tiefer in den Untergrund vordringen.

Doch selbst wenn die Waffe deutlich mehr Bunkeranlagen ausschalten könnte als bisherige Waffen - halten, was die Lobbyisten versprechen, wird auch diese Waffe nicht: Es wird Bunker geben, die sie nicht zerstören kann. Eine Atomexplosion fast ohne Fallout wird es nicht geben. Mit dieser Waffe kann weder die Zerstörung besonders gut verbunkertes Ziele noch die von Zielen glaubwürdig angedroht werden, bei denen es darauf ankäme, den fallout-bedingten Kollateralschaden gering zu halten - z. B. weil sie in dicht besiedelten Gebieten liegen. Zudem haben Physiker wiederholt darauf hingewiesen, dass der Entwicklung solcher Waffen quasi-naturgesetzliche Grenzen gesetzt seien, die sich daraus ergeben, dass der Zünd- und Funktionsmechanismus der Waffe beim Eindringen ja nicht beschädigt werden darf.

Das Problem schwer vor der Weltöffentlichkeit zu rechtfertigender Kollateralschäden soll mit einer anderen Neuentwicklung angegangen werden - der Entwicklung kleiner und kleinster Atomsprengköpfe. Diese Mini-Nukes könnten, wenn sie so zielgenau gemacht werden wie moderne konventionelle Waffen, sogar als Bunkerknacker gegen nicht ganz so gut geschützte Ziele z.B. auch in besiedelten Gebieten genutzt werden. Auch hier haben Kritiker entgegnet, dass Zweck und Mittel nicht zueinander passen.

Eine Waffe, die kaum noch radioaktiven Fallout produziert, könne nicht tief genug in die Erde eindringen, um die angepeilten Ziele sicher zu zerstören. Denn je tiefer ein Ziel unter der Erde liegt, desto größer müsse der atomare Sprengsatz sein, der es wirklich zerstören würde und desto wahrscheinlicher werde, dass viel radioaktiver Fallout entsteht und freigesetzt wird. Es sei wahrscheinlich, dass die Einführung solcher Waffen zu der Illusion führe, man sei im Besitz einer „sauberen“ Atomwaffe, die man besser einsetzen könne. Da die Grenzen zwischen der Wirkung der größten konventionellen Waffe und der kleinsten nuklearen verschwinde, werde ein Atomwaffeneinsatz wahrscheinlicher.

Die Mini-Nukes – so argumentieren Mitarbeiter des Atomwaffenlaboratoriums in Los Alamos - könnten aber auch als zielgenaue Waffen mit erhöhter Strahlung konzipiert werden, als Enhanced Radiation Weapons, etwa so wie die Sprengköpfe der inzwischen abgerüsteten Lance-Rakete oder die Artilleriegranaten W79 in den achtziger Jahren. Bei diesem Vorschlag feiert die politische Diskussion über die Entwicklung der Neutronenbombe fröhlichen Urstand.

Als dritter Grund für den Bau neuer Atomwaffen wird die Notwendigkeit der gesicherten Zerstörung chemischer und biologischer Kampfstoffe genannt. Um diese mit hundertprozentiger Sicherheit rückstandslos verbrennen zu können, sei eine Nuklearexplosion mit ihren extrem hohen Temperaturen der sicherste Weg. Auch das - so haben Kritiker nachgewiesen - stimmt so nicht: Zum einen sind auch wirksame konventionelle Waffen zur Zerstörung denkbar bzw. schon vorhanden. Zum anderen könne die enorme Gewalt einer Nuklearexplosion sogar dazu führen, dass Kampfstoffe unabsichtlich freigesetzt werden.

Weitere gute Gründe, endlich eine neue Generation atomarer Waffen durchsetzen zu können, werden noch gesucht. So lässt Verteidigungsminister Donald Rumsfeld durch das Defense Science Board, ein wissenschaftliches Beratungsgremium des Pentagons, untersuchen, ob Atomsprengköpfe ein probates Mittel zur Raketenabwehr sein könnten.

2. Eine neue Strategie

Mit dem gleichen Elan, mit dem die Regierung Bush den Einstieg in eine neue Generation nuklearer Waffen betreibt, begann sie kurz nach dem Amtsantritt auf Veränderungen in der Nuklearstrategie hinzuarbeiten. Mit Keith B. Paine, Robert G. Joseph und anderen wurden führende Vertreter der konservativen Nuklearwaffen-Lobby, die seit Jahren an einem Konzept für ein „Zweites nukleares Zeitalter der Abschreckung“ gearbeitet hatten, auf wichtige Posten in der Administration berufen. Mit dem „Nuclear Posture Review“, einer geheimen Überprüfung der Nuklearstrategie und des Nuklearwaffenpotenzials der USA, der im Januar 2002 an den Kongress übergeben wurde, läuteten sie gravierende Veränderungen ein, die in der Folgezeit implementiert wurden.

Die Nuklearwaffen Washingtons unterstehen künftig nicht mehr einem gesonderten Nuklearwaffen-Oberkommando, sondern einem neuen, veränderten „Strategischen Kommando“, das für alle, auch die konventionellen, strategischen Angriffsoptionen der US-Streitkräfte zuständig ist. Die Planer dieses Oberkommandos sollen der Politik sowohl konventionelle als auch nukleare oder gemischte Optionen zum Erreichen spezifischer Ziele präsentieren.

Dies geschah in der Vergangenheit immer durch konkurrierende Teile der US-Kommandostruktur. Während die Verfechter dieser Idee argumentieren, so werde die Wahrscheinlichkeit eines Nuklearwaffeneinsatzes reduziert, dürfte das Gegenteil eintreten. Weil auch mit konventionellen Operationen betraut, könnte sich eine Tendenz einschleichen, Nuklearwaffen als „quasi-normale“ Mittel der Kriegführung zu betrachten, deren Einsatz effizienzorientiert zu planen ist. So wie das zu Beginn der achtziger Jahre bereits einmal für das europäische Gefechtsfeld seitens des US-Heeres geplant wurde, mit der AirLandBattle-Doktrin und dem integrierten Gefechtsfeld. Die wachsenden Fähigkeiten konventioneller Waffen und die Aussicht auf reduzierte Kollateralschäden beim Einsatz neuer, kleiner Atomwaffen könnte über die Jahre dazu beitragen, dass der atomare Krieg wieder führbar erscheint.

Dem dürfte es Vorschub leisten, dass die Gegner in einem solchen Krieg kaum nukleare Großmächte mit einem substanziellen Vergeltungspotenzial sein werden, sondern eher Terroristen, so genannte Schurkenstaaten und andere Akteure mit begrenzten Möglichkeiten, den USA Schaden androhen zu können. Die Selbstabschreckung vor dem Einsatz eigener Atomwaffen könnte kleiner ausfallen. Und mancher könnte hoffen, daß ein Atomwaffeneinsatz gegen solche Gegner auch leichter zu rechtfertigen sei.

Dafür sprechen auch andere Änderungen der Nuklearstrategie Washingtons. Mit der National Security Presidential Directive (NSDP) 17 erklärte die Bush-Administration am 14. 9. 2002 ganz offen: „Die Vereinigten Staaten werden weiterhin klar machen, dass sie sich das Recht vorbehalten, auf den Einsatz von Massenvernichtungswaffen gegen die USA, unsere Streitkräfte im Ausland und unsere Freunde und Verbündeten mit überwältigender Macht zu antworten - einschließlich möglicherweise mit dem Einsatz von Nuklearwaffen.“

Das bedeutet eine Veränderung: Zwar hat Washington den Einsatz nuklearer Waffen zur Vergeltung in der Vergangenheit nie explizit ausgeschlossen. Wohl aber war es - wie auch alle anderen klassischen Atomkräfte - politisch verbindliche „Negative Sicherheitsgarantien“ gegenüber den nicht-nuklearen Mitgliedern des Atomwaffensperrvertrages (NPT) eingegangen und hatte deren Gültigkeit - zuletzt 1995 anlässlich der Überprüfungskonferenz für diesen Vertrag - erneut bestätigt. Diese besagen, dass Washington auf den Einsatz von Nuklearwaffen verzichtet wird, wenn kein Angriff einer anderen Nuklearmacht oder von mit einer Nuklearmacht verbündeten Staaten auf die USA, deren Streitkräfte und deren Verbündete vorliegt.

Der Unterschied wird offensichtlich: Galt die potenzielle nukleare Drohung Washingtons im Rahmen der Negativen Sicherheitsgarantien bislang nuklear bewaffneten Staaten und deren Verbündeten, so gilt sie nun den Besitzern aller Arten von Massenvernichtungswaffen, also auch jenen, die „nur“ über biologische und chemische Kampfstoffe bzw. über geeignete Trägermittel verfügen.

Doch damit nicht genug: In einer neuen „Nationalen Sicherheitsstrategie“ und in der „Nationalen Strategie zur Bekämpfung von Massenvernichtungswaffen“ aus dem Dezember 2002 macht die Bush-Administration deutlich, dass sie zu präemptiven und präventiven militärischen Schlägen gegen Gefahren bereit ist, die von Massenvernichtungswaffen ausgehen. Mit einem konventionellen oder nuklearen Angriff der USA wird nicht länger nur als Vergeltungsmaßnahme gegen einen gegnerischen Angriff gedroht, sondern auch zur Verhinderung eines Angriffs, der bevorstehen könnte und sogar -präventiv - für den Fall, dass von einem Gegner angenommen wird, dass er sich in Zukunft die Fähigkeit schaffen könnte, mit Massenvernichtungswaffen anzugreifen. Christopher Paine, Nuklearwaffenexperte am Natural Resources Defense Council argumentiert: „Die Bush-Doktrin besagt, dass Länder, die versuchen, biologische oder chemische Waffen zu beschaffen oder einzusetzen, Ziel eines präventiven, atomaren Erstschlages der USA sein könnten.“

Nordkorea, Irak, Iran, Syrien und Libyen waren die Staaten, die die Bush-Administration damals explizit nannte. Jayantha Dhanapala, damals der stellvertretende UN-Generalsekretär für Abrüstung, warnte deshalb letztes Jahr in der ARD-Sendung Monitor, es könnten „auf diese Weise weitere Staaten ermutigt werden, sich auf geheimen Wegen (...) Atomwaffen zu beschaffen.“ Dhanapala verwies auf die Gefahr, dass das seit Nagasaki geltende Tabu hinsichtlich des Einsatzes von Nuklearwaffen gebrochen werden könnte.

Man darf gespannt sein, wie sich diese Veränderungen auf die Doktrin der US-Streitkräfte für den Einsatz nuklearer Waffen auswirken wird. Diese soll im April 2004 fertiggestellt werden.

Keith B. Paine und der Colin S. Gray, der andere intellektuelle Vater des Konzeptes der „Abschreckung im Zweiten Nuklearzeitalter“ sind schon wieder einen Schritt weiter: In einem Sonderheft der Zeitschrift „Comparative Strategy“

diskutieren sie bereits die nächsten Schritte zur „Reform der Abschreckung“. Colin S. Gray kommt dabei zu der Schlußfolgerung, „dass präventives Handeln immer häufiger und ernsthafter als in der Vergangenheit in Erwägung gezogen werden muß. Wenn, wie wir glauben, die Aufgabe des Abschreckens immer schwieriger wird, dann können sich die politischen Wahlmöglichkeiten auf die Optionen gewaltsame Prävention oder Versuch der „aktiven Verteidigung“ (in ihren vielfältigen Varianten) reduzieren. Präventives militärisches Handeln wirft eine Reihe von politischen, rechtlichen und ethischen Fragen auf, die, wenn vernünftigerweise möglich, lieber vermieden werden sollten. Aber in einer Welt, in der mehr und mehr Gemeinwesen über Massenvernichtungswaffen und die entsprechenden Trägersysteme verfügen, in der „Katastrophenterroristen“ sichere Zuflucht finden können und in der Abschreckung häufig nicht praktikierbar ist, werden unsere politischen Möglichkeiten zu wählen nicht berauschend sein. (.....) Es bleibt bei der Tatsache, dass Abschreckung nur ein Element unserer Strategie sein kann. Aus alleroffensichtlichsten Gründen implizierte das Paradigma der Abschreckung im Kalten Krieg die krasse Alternative zwischen Abschreckung und grenzenloser Katastrophe. Diese sind nicht mehr die Alternativen.

3. Vorläufer unter Bill Clinton

Der Hinweis auf diese gefährliche Entwicklungen wäre unvollständig, würden die Vorarbeiten dafür unter George Bush Senior und Bill Clinton verschwiegen. Die Zielplanung für die Nuklearwaffen der USA war gegen Ende der achtziger Jahre vor allem auf die zerfallende Sowjetunion und auf einige Ziele in der Volksrepublik China ausgerichtet. Mit dem Zerfall des Warschauer Paktes und der Sowjetunion und der Reduzierung der Nuklearpotenziale beider Seiten in der Folge hat sich dies gründlich geändert. Eine fixe Zielplanung für Tausende von Zielen, die bereits vor Kriegsbeginn feststeht und im SIOP, der integrierten Nuklearzielplanung, beschreibt, mit welcher Waffe welches Ziel angegriffen werden würde, gibt es in dieser Form nicht mehr.

Anfang der neunziger Jahre begann unter dem Stichwort „adaptive Nuklearplanung“ das große Umdenken. Zunächst im Hinblick auf die taktischen oder substrategischen Nuklearwaffen. Zunehmend gerieten Ziele in Staaten, die Washington im Besitz oder bei der Arbeit an Massenvernichtungswaffen währte, in den Blickwinkel der atomaren Zielplaner: Libyen, Irak, Syrien, Nordkorea und natürlich verstärkt auch China.

Den regionalen Oberkommandeuren der US-Streitkräfte und auch dem Nato-Oberbefehlshaber wurde aufgetragen, Eventualfallplanungen aufzunehmen. Listen mit den Koordinaten und atomaren Bekämpfungsmöglichkeiten Hunderter, wenn nicht Tausender zusätzlicher Ziele wurden aufgestellt. Ziel war es, die Möglichkeit zu schaffen, binnen kürzester Zeit auch eine nukleare Planung zur Kriegführung gegen diese oder andere Staaten aufstellen zu können. Mit der wachsenden Bedeutung militärischer Optionen zur Verhinderung der Weiterverbreitung von Massenvernichtungswaffen - der so genannten „Counterproliferation“ bekam dieser Ansatz Rückenwind. Seither wurde die adaptive Zielplanung verfeinert.

Schon 1995 werden erstmals „nicht-staatliche Akteure“ - gemeint sind zum Beispiel religiöse Extremisten, internationale Terroristen oder auch transnationale Konzerne - in nuklearen Dienstvorschriften der US-Streitkräften als potenzielle Bedrohung genannt, da sie sich in den Besitz von Massenvernichtungswaffen bringen könnten. Bereits ein Jahr später, 1996, sieht eine andere Vorschrift für den Einsatz taktisch-nuklearer Waffen in ihnen potenzielle Ziele für den Einsatz von Atomwaffen.

Immer wieder wurde indirekt - im Sinne einer freiwilligen Zweideutigkeit - auch unter Präsident Clinton darauf verwiesen, dass Washington sich auch die Möglichkeit einer nuklearen Vergeltung als letztes Mittel gegebenenfalls offen halten müsse.

4. Von der Intensivstation in die Leichenhalle?

Die neue Nuklearpolitik der Bush-Administration legt die Axt an die Wurzel der nuklearen Abrüstung und Nichtverbreitung. Die Aussicht, dass für neue Atomwaffen auch neue Nuklearwaffentests erforderlich sein könnten, die Verkürzung der notwendigen Vorbereitungszeit für solche Tests, die Aufkündigung des ABM-Vertrages und die direkte Missachtung der Negativen Sicherheitsgarantien Washingtons durch die nukleare Drohung gegen die Besitzer biologischer und chemischer Waffen in der Präsidenten-Direktive NSDP 17 - all das sind schwere Schläge für Rüstungskontrolle und Abrüstung.

Schon allein die Absicht des Einstiegs in die Entwicklung einer neuen Generation nuklearer Waffen signalisiert vielen nicht-nuklearen Mitgliedern des NPT, dass unter dieser Administration nicht mit substanziellen Fortschritten in der atomaren Rüstungskontrolle zu rechnen ist, dass die Verpflichtung auf das Ziel der Abschaffung aller Atomwaffen, die im Artikel VI des Vertrages verankert ist, zu Lebzeiten dieser Administration keine Chance hat.

Besorgt sehen viele Staaten, dass die Politik der Bush-Administration befördern könnte, was sie zu verhindern vorgibt - die Weiterverbreitung nuklearer Waffen. So hat z.B. Saudi Arabien nach dem Irak-Krieg angekündigt, seine nuklearen Optionen prüfen zu wollen. Noch mehr besorgt viele, dass dies in ihrer Nachbarschaft geschehen könnte. „Die nukleare Rüstungskontrolle liegt bereits auf der Intensivstation“, meinte Daniel T. Plesch, vom Royal United Services Institute in London bereits im vergangenen Jahr. „Die Entwicklung neuer Atomwaffen und erneute Atomtests würden die atomare Abrüstung in die Leichenhalle verlegen.“

Otfried Nassauer ist freier Journalist und leitet das Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit – BITS (www.bits.de)

Bikinis strahlender Jahrestag

Dr. Bernd Gappa

Projektgruppe „Hiroshima – Nagasaki Peace Study Course“ an der TFH-Berlin

05.03.04

Mit dem Titel "Bikinis strahlender Jahrestag" führte das Pazifik-Netzwerk e.V. am 28.02.04 ein ganztägiges Seminar durch. Auf dem Einladungsflyer war das Seminaranliegen durch drei weitere Überschriften präzisiert:

- Atomtestfolgen im Pazifik
- 50 Jahre nach der "Bravo"-Bombe
- Analysen und Ausblicke.

Der Begleittext:

„Am 01. März 2004 jährt sich zum fünfzigsten Mal die Explosion der größten US-Wasserstoffbombe mit dem Code-Namen „Bravo“ auf dem Bikini-Atoll im Pazifik. 2051 Atombomben wurden zwischen 1945 und 1998 weltweit „zu Testzwecken“ gezündet. Noch heute müssen die Bewohner vieler Testgebiete um die Anerkennung ihrer Strahlenkrankheiten ringen.

Doch die schwerwiegenden Folgen von Atomexplosionen scheinen anderswo in Vergessenheit geraten zu sein. Dieser Eindruck entsteht angesichts der aktuellen Debatte um Entwicklung und Einsatz von „Mininukes“, nuklearen „Bunker Busters“ und um die Wiederaufnahme von Atomtests.

Wir wollen uns in diesem Seminar vergegenwärtigen, welche gesundheitlichen, sozialen und ökologischen Auswirkungen der Einsatz von Atomwaffen „zu Testzwecken“ im Pazifik zu Folge hat und uns darüber hinaus über aktuelle atomare Bedrohungen informieren.“

Über 50 Teilnehmer - eine Zahl, mit der die Veranstalter nicht gerechnet hatten - kamen in dieses Seminar, dass seine besondere Bedeutung auch durch die Anwesenheit und die Beiträge von Lijon Eknilang von den Marshall-Inseln gewann.

Über Lijon Eknilang schreibt die Frankfurter Rundschau in ihrer Ausgabe am 28.02.04, dem Seminartag, unter der Überschrift „„Besser als Ratten“ - Die US-Wasserstoffbombe "Bravo" machte Insulaner im Pazifik vor 50 Jahren zu Teilnehmern eines zynischen Langzeitexperiments" folgendes:

„...Es war der 01. März 1954. Kein guter Tag für Kinderspiele.

Rund 180 Kilometer weiter östlich, auf dem Bikini-Atoll, hatten US-Militärs an diesem Morgen „Bravo“ in die Luft gejagt: die größte Wasserstoffbombe, die je von den USA gezündet wurde, wuchtig wie 20 Megatonnen TNT und damit sechsmal so verheerend, wie alle Munition, die im Zweiten Weltkrieg verpulvert wurde, zusammengenommen. Die Insel, auf der „Bravo“ detonierte, wurde auf der Stelle atomisiert, an ihrer Stelle entstand ein 76 Meter tiefer Krater, Millionen Tonnen Sand, Korallen und Seetiere schossen als radioaktiv verseuchtes Pulver in die Höhe, wo es vom Nordwestwind aufgenommen und Richtung Rongelap getrieben wurde.....

Eine bedauerliche Panne, hieß es nach der Explosion. Westwind sei ungewöhnlich für die Region. Niemand habe die plötzliche Wetteränderung vorhersagen können. Eine glatte Lüge. Mehr als 30 Jahre später musste die US-Regierung einräumen, mindestens vier Stunden vor der Zündung von dem Windwechsel gewusst zu haben. „Bravo“ detonierte dennoch. Verseuchte 23 japanische Fischer. Vergiftet die Körper von 28 US-Meteorologen. Und machte Lijon Eknilang und Hunderte ihres Volkes zu Teilnehmern eines zynischen Experiments.

Lijon Eknilang ist heute 58 Jahre alt. Eine kleine, schüchterne Frau, der ein Tumor aus der Schilddrüse entfernt wurde und die sieben Fehlgeburten hinter sich hat. Ihr Gehör ist schlecht geworden mit der Zeit, ab und an schwellen ihre Gelenke unnatürlich an, und wenn sie liest, flirren nach wenigen Minuten bereits die Augen. Eine kranke Frau, aber nicht gebrochen. Sie ist Ratsfrau geworden in ihrer Heimat und hat einen Verein von Überlebenden gegründet. Sie war in Washington, mehrfach, und hat dort mit der Regierung verhandelt. Überall auf der Welt hat sie auf Symposien und Kongressen geredet. Jetzt ist sie in Berlin, um zu berichten. wie es ist, ein menschliches Versuchskaninchen zu sein....."

Neben dem beeindruckenden Auftreten von Lijon Eknilang hatte der Seminartag noch eine Reihe anderer informativer und zum Nachdenken und Nachfragen anregender Beiträge.

Bernd Sauer-Diete vom Netzwerk Pazifik Berlin hielt einen Diavortrag über die Geschichte der Atomwaffenversuche im Pazifik. Zur Entstehung von Strahlenkrankheiten und über die globalen Folgen von Atomtests sprach der Physiker Dr. Sebastian Pflugbeil aus Berlin. Über die aktuelle Lage zur Wiedergutmachung auf den Marshall-Inseln berichtete aus eigener Erfahrung vor Ort Bernd Franke aus Heidelberg. Zur Vertreibung auf dem Kwajalein-Atoll referierte Gerhard Piper vom Berliner Institut für transatlantische Sicherheit.

Mit großem Interesse wurde auch der Vortrag von Deborah Prowe von der Neuseeländischen Botschaft über die Nukleartransporte im Pazifik verfolgt.

Der Journalist Andreas Zumach aus Genf sprach zur aktuellen Situation in der US-amerikanischen Atomwaffenentwicklung unter der Themenstellung: „Neue atomare Bedrohungen - „Mini-Nukes“ und nukleare „Bunker Buster“ - Von der Abschreckung zum Einsatz?“

In der Diskussion zu diesem Beitrag löste der Einwurf von Dr. Sebastian Pflugbeil Erstaunen unter den Seminarteilnehmern aus, das sich die Entwicklung von Miniatomwaffen bis in die Zeit des deutschen Faschismus zurückverfolgen lasse, da dort schon mit Miniatomwaffen an Häftlingen experimentiert wurde.

Wer an weiteren Informationen zum Pazifik-Netzwerk e.V. interessiert, der sollte folgende Seite nutzen:

<http://www.pazifik-infostelle.org> und hier u.a. auch die empfohlenen Links.

Impressum

Herausgeber: Deutsch-Japanische Friedensforum Berlin e. V. (DJF Berlin)

Das DJF-Quarterly ist ein Informations- und Mitteilungsblatt des DJF Berlin und erscheint zur Zeit noch unregelmäßig.

Redaktion: E. Eichhorn und F. Schwarz

Lektorat und redaktionelle Mitarbeit: S. Eichhorn, B. Gappa

Redaktionsanschrift: DJF Quarterly c/o. E. Eichhorn, Ostender Str. 5, 13353 Berlin,

E-Mail: eichhorn@tfh-berlin.de,

Homepage: <http://www.djf-ev.de>

Satz und Layout: EwaLuTi, nadine.lucas@gmx.de, Fon: (030) 640 920 88

Fotos: Paul Cibulka, Andreas Prusak, Friedemann Hottenbacher, Bildarchiv EwaLuTi

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung des DJF Berlin wieder. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag enthalten. Der Preis für Nicht-Mitglieder beträgt 5,00 €.

Das Deutsch-Japanische Friedensforum Berlin e. V. ist als gemeinnützig anerkannt.
Vereinsregister Berlin Nr. 95 VR 9725 NZ,

Bankverbindung

Kto-Nr.: 44 47 19 - 103, Postbank Berlin, BLZ: 100 100 10

Fortsetzung von Ausgabe 2003

Die japanischen Nobelpreisträger und die Friedensfrage

Eiichi Kido (Universität Ōsaka, Japan)

Kenzaburō Ōe – ein zweideutiger Schriftsteller im zweideutigen Japan



1994 hat Kenzaburō Ōe (1935-) den Nobelpreis für Literatur gewonnen. Nach Yasunari Kawabata (1899-1972) von 1968 hat er als zweiter Japaner diesen Preis bekommen. Die schwedische Königliche Akademie würdigte ihn, daß er mit seiner poetischen Fantasie eine mit Leben und Mythos kondensierte fiktische Welt geschaffen und Leiden der gegenwärtigen Menschen als schwebendes Bild gemalt habe.

Die japanischen Massenmedien jubelten ausnahmslos dem Schriftsteller Beifall. Die „Asahi“-Zeitung freute sich, daß „unsere Literatur“ die höchste Würdigung fand³⁰. Die Nobelpreisverleihung an Ōe bedeute, daß die japanische Literatur im Ausland nicht mehr als exotisch oder im Sinne des Orientalismus aufgenommen wird. Ōe habe eine universale Frage gestellt, nämlich wie man im nuklearen Zeitalter überleben kann.

Die „Mainichi“-Zeitung betrachtete die Preisverleihung an Ōe als ein Ergebnis der japanischen Demokratie unter der Nachkriegsverfassung³¹. Sie lobte den „engagierten Schriftsteller“, der ständig appelliere, Krieg zu vermeiden und zusammen zu leben, ohne in die Verzweiflung von Angst und Furcht des nuklearen Zeitalters zu geraten.

Am 7. Dezember 1994 hielt Ōe in Stockholm die Gedenkrede „Japan, das Zweideutige und ich“³². Er blickte zuerst auf seine Kindheit auf der Insel Shikoku zurück. Seine Heimat sei eine periphere, marginale, abgelegene Region des peripheren, marginalen, abgelegenen Landes Japan. Ōe schilderte die 120 Jahre japanische Geschichte nach der Öffnung des Landes als zwischen den zwei Polen, Moderne und Tradition, zerrissen. Die zweideutige Orientierung Japans habe das Land in die Position eines Eindringlings in Asien getrieben.

Ōe konterte gegen die Kritik, Japan solle den Vereinten Nationen mehr militärische Unterstützung gewähren und so eine aktivere Rolle bei der Friedenserhaltung und -schaffung in verschiedenen Teilen der Welt spielen. Er verteidigte die Japanische Verfassung. Nach dem Zweiten Weltkrieg sei es für das japanische Volk ein kategorischer Imperativ gewesen, in einem zentralen Artikel der neuen Verfassung zu erklären, daß es dem Krieg für immer entsagt. Es habe das Prinzip des ewigen Friedens als moralische Grundlage seiner Neugeburt nach dem Krieg gewählt. Dieses Prinzip aus der Verfassung zu streichen wäre ein Akt des Verrats an den Völkern Asiens und an den Opfern der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki.

³⁰ Asahi-Shimbun, 14. Oktober 1994, S.5.

³¹ Mainichi-Shimbun, 14. Oktober 1994, S.5.

³² Deutsche Übersetzung, in: Frankfurter Rundschau, 10. Dezember 1994, S.10.

Einen Tag nach der Bekanntmachung von der Nobelpreisverleihung sondierte die japanische Regierung vergeblich beim Schriftsteller, den Nationalkulturorden anzubieten. Ôe sagte, er könne als „Nachkriegsdemokrat“ keinen Nationalorden annehmen. Spielt Ôe dann konsequent eine „Rolle als kritisch-moralische Instanz im intellektuellen Leben Japans³³“?

Ôe begeisterte die französische Literatur, vor allem Jean-Paul Sartre. Sartre selbst lehnte 1964 den Nobelpreis für Literatur aus „Überzeugung des Schriftstellers“ ab, weil der Preis seiner Meinung nach prowestlich-parteiisch war. Damals begrüßte Ôe Sartres Entscheidung. Der Schriftsteller solle Außenseiter der Gesellschaft sein. Mit der Ablehnung des Nobelpreises habe Sartre bewiesen, ein ultimativer Außenseiter in der kleinbürgerlichen Gesellschaft Westeuropas zu sein. Jetzt hielt sich der japanische Schriftsteller eine Stellungnahme vor, anders als sein Vorbild den Nobelpreis anzunehmen.

Auch die Gedenkrede macht die Zweideutigkeit von Ôe ziemlich klar. Er äußerte kein kritisches Wort über den erzkonservativen Japan-Traditionalisten Kawabata. Der erste japanische Nobelpreisträger für Literatur unterstützte unverdrossen die Hilfsleistung der Regierung für den amerikanischen Vietnamkrieg.

Besonders problematisch scheint Ôes Einstellung um die Antiatombewegung. Im Januar 1982 wurde der „Aufruf der gegen die Gefahr eines nuklearen Krieges appellierenden Schriftsteller“ veröffentlicht³⁴. Ôe war eine wichtige Figur. Im Aufruf hieß es: „Wir appellieren an alle Menschen auf dieser Erde, sofort für den Frieden zu handeln, ohne aufzugeben und mit weiterem Nachdruck.“ Dazu unterschrieben bis Ende Mai 1982 562 Schriftsteller.

In der Tat wuchs die Antinuklearbewegung in Japan von unten. 1982 gab es in verschiedenen Städten große Kundgebungen, vor allem am 21. März in Hiroshima (186.300 Teilnehmer nach Veranstalterangabe bzw. 94.500 Teilnehmer nach Polizeiangabe), am 23. Mai in Tokyo (406.000 bzw. 186.000 Teilnehmer) und am 24. Oktober in Osaka (500.000 bzw. 140.000 Teilnehmer). Die meisten Leute waren normale Bürger, die zu keiner bestimmten Organisation gehörten³⁵. Gegen die Antinuklearbewegung schürten zwei große Verlage Hetzkampagnen, nämlich „Bungei Shunjû“ und „Shinchô“. Die Zeitschriften von „Bungei Shunjû“ waren und sind monarchistisch, nationalistisch und antisozialistisch³⁶. Sie sind sogar geschichtsrevisionsistisch³⁷. Trotzdem ist der Verlag populär, weil er zahlreich Romane und Belletristik publiziert und verschiedene Literaturpreise anbietet.

Auch einige Unterzeichner vom „Schriftsteller-Aufruf“ publizierten ihre Bücher bei „Bungei Shunjû“. Manche waren sogar Juroren der Literaturpreise. Der kritische Journalist, Katsuichi Honda (1933-), stellte in einem öffentlichen Brief vom 20.

33 Marco Stahlhut, Absurde Existenz. Kensaburô Ôe ist Samuel-Fischer-Gastprofessor an der FU, in: Berliner Zeitung, 18. November 1999.

34 Hankaku – Watashitachi wa Yomi Uttaeru (=Antinuklear. Wir lesen und appellieren), Tokyo 1982.

35 Das Magazin „Der Spiegel“ war skeptisch, ob die japanische Friedensbewegung wirklich so stark ist. Es kritisierte, daß die japanischen Medien stillschweigend die von den Veranstaltern genannten Teilnehmerzahlen übernahmen. Es stellte die Meinung des rechten Schriftstellers Jun Etô vor, daß die sogenannte spontane Friedensbewegung weitgehend bloße Show und mehr zum Herzeigen in Übersee aufgebauscht sei. Der Grundton des Artikels ist zwar zynisch, aber er scheint ihre gravierenden Schwachpunkte ans Licht gebracht zu haben. Der Spiegel, 14. Juni 1982, S.130.

36 „Bungei Shunjû“ wurde im Januar 1923 vom Schriftsteller Kan Kikuchi (1888-1948) gegründet. Der Verlag hat besonders aktiv zur Kriegspolitik beigetragen. Nach dem Beginn des japanisch-chinesischen Krieges 1937 hat er kriegslustige Sonderhefte massenhaft produziert. Im August 1938 hat Kikuchi dem Militär die „Schreibertruppe“ vermittelt, die den Sturmangriff auf Hankow begleiten sollte. Nach dem Krieg hat ihn die Besatzungsmacht seines Amtes enthoben. Der Verlag ist im April 1946 wieder gegründet worden.

37 „Bungei Shunjû“ hetzt immer wieder gegen die „Fiktion vom Nanking-Massaker“ auf. Außerdem veröffentlichte er im Januar 1995 die „Auschwitzlüge“, was sofort unter dem internationalen Druck zur Einstellung der betreffenden Zeitschrift führte.

September 1982 die Frage, ob die Leute als „Antinuklear-Schriftsteller“ darin keinen Widerspruch sehen, mit dem anti-antinuklearen Verlag zusammenzuarbeiten, während sie an die Bürger zum Handeln appellieren³⁸. Für Honda war Ôe der wichtigste Adressat.

Im Juli 1984 ist Ôe von der Jury eines Literaturpreises von „Bungei Shunjû“ zurückgetreten. Obwohl er offiziell erklärte, daß er sowieso innerhalb von zehn Jahren die Jury verlassen wollte, brachte er selber die Hintergrundinformation in Umlauf, sein Rücktritt habe mit dem rechtsradikalen neuen Redakteur zu tun. 1990 wurde Ôe wieder Juror dieses Literaturpreises, obwohl sich am Charakter von „Bungei Shunjû“ nichts geändert hat.

Auch der Verlag „Shinchô“ ist durch Publikation von Romanen und Belltristik bekannt. Sein Wochenmagazin war und ist aber nihilistisch und menschenrechts-herunterspielend. Es sprach über die Antinuklearbewegung immer wieder abfällig.

1987 hat „Shinchô“ einen neuen Literaturpreis gegründet. Er trug den Namen des rechtsextremistischen Schriftstellers Yukio Mishima (1925-70)³⁹. Damit würdigte der Verlag praktisch den Straftäter. Ôe nahm an der Jury teil und arbeitete mit den rechten Schriftstellern zusammen. Er sagte in aller Seelenruhe, daß ihm der Name des Literaturpreises gut gefalle.

Honda machte Ôe wegen des Opportunismus scharfe Vorwürfe. Der Schriftsteller gebe sich mit den beiden Seiten von Regierung und Opposition befreundet und spiele damit eine nicht zu rechtfertigende Rolle, die Kritik gegen die Staatsgewalt zu stören⁴⁰.

Diese Vorwürfe wurden schon einen Monat nach der Bekanntmachung von der Nobelpreisverleihung bestätigt. Am 9. Dezember 1994 faßte das Parlament der Heimatpräfektur von Ôe, Ehime, einen Beschluß, der den japanischen Angriffskrieg als „Befreiungskrieg für Asien“ verherrlichte. Die Bürgerrechtler wandten sich an den Nobelpreisträger, um die geschichtsfälschende Politik in seiner Heimat zu verhindern. Ôe hat sie aber völlig im Stich gelassen. Als „Nachkriegsdemokrat“ hätte er eine Erklärung zum Beschluß abgeben können. Auch diese Tatsache zeigt deutlich, daß sein „Engagement“ ziemlich halbherzig ist.

Zum Abschluß

Ôe ist vielleicht der Inbegriff der japanischen Intellektuellen. Sie sprechen zwar gerne von Frieden. Aber für den Frieden handeln sie wenig. Meistens sind sie mit dem negativen Friedensbegriff, nämlich der Abwesenheit des Krieges, zufrieden. Der positiv bestimmte Friedensbegriff, die Abwesenheit von struktureller Gewalt, wird selten gemeint.

Japan ist mit der historischen Ungerechtigkeit durch die erste Nachkriegszeit gekommen. Weil der Kaiser Hirohito dank der amerikanischen Besatzungspolitik jeder juristischen, politischen und moralischen Verantwortung entkommen konnte, ist die selbstbetrügerische Geschichtsvorstellung im japanischen Volk tief verwurzelt.

³⁸ Honda schrieb als Journalist der „Asahi“-Zeitung verschiedene Reportagen über Kriegsverbrechen des japanischen Militärs in China. Seitdem haben ihn die rechten Kräfte wie „Bungei Shunjû“ immer wieder diffamierend angegriffen. Honda hat 1981 einen Kritikerpreis von „Bungei Shunjû“ zurückgegeben. Im öffentlichen Brief hat er darauf hingewiesen, daß der Photograph Hiroshi Hamaya (1915-) einen Preis des Erziehungsministeriums vom März 1982 nach sechs Monaten zurückgab. Hamaya protestierte gegen die Regierung, durch Schulbuchzensur dieses Jahres unverblümt den Nationalismus zu fördern.

³⁹ Am 25. Oktober 1970 agitierte Mishima mit seiner Privatarmee in der Garnison der „Selbstverteidigungstreitkräfte“ in Tokyo zu einem Putsch. Nach dem Scheitern seines Plans, ein absolutistisches Kaiserreich wieder zu gründen, machte er im Zimmer des Generalinspektors Harakiri. Dieses Verbrechen hat in einem Teil der japanischen Massenmedien einen Rechtsruck hervorgerufen.

⁴⁰ Katsuichi Honda, Bumpitsu Seikatsu no Hôhō (=Methode des Schriftstellerlebens), Tokyo 1986.

Das Opferbewußtsein wegen Hiroshima und Nagasaki spielt immer noch eine große Rolle. Die Japaner begreifen immer noch wenig, daß „Hiroshima“ zwei Bedeutungen hat, nämlich Leiden als Folge des Angriffs und Meilenstein zur Zerstörung der Erde. Es war ein unglücklicher Zufall, daß sie am 6. August 1945 im selben Ort miteinander zusammenfielen. „Hiroshima“ wurde dann als Inbegriff des Bösen schlechthin mit „Auschwitz“ verglichen. Die Japaner sind zwar nicht mehr so kriegerisch. Aber das nur, weil sie sich als Opfer des Krieges fühlen.

Es hat keine Überzeugungskraft, die zweite Bedeutung zu betonen ohne die erste zu berücksichtigen. Es geht nicht nur um Geschichtsbewußtsein. Japan hat in Okinawa den größten Nuklearstützpunkt in Asien. Japan kann eventuell zum Täter eines nuklearen Krieges werden.

Die Japaner haben den fundamentalen Widerspruch zwischen der Japanischen Verfassung und dem japanisch-amerikanischen Militärpakt jahrzehntelang zweiseitig behandelt. Durch Aufrüstung der „Selbstverteidigungsstreitkräfte“, Soldatenentsendung ins Ausland, Militarisierung der Gesellschaft, Überwachung der Bürger durch die Polizei, psychische Beeinflussung durch Massenmedien und Schule und Manipulation der Bevölkerung durch Konsumismus sind die Grundwerte der Japanischen Verfassung weitgehend ausgehöhlt. Die politische Stimmung im Lande scheint aber nur realitätsakzeptierend. Die Japaner sollten sich fragen, ob das Land überhaupt friedlich im positiven Sinne ist.

Es ist interessant, daß die Japaner trotz des wachsenden Nationalismus auf den Nobelpreis a priori viel Wert legen. Der Fall Satô war eine Ausnahme. Aber immerhin war die Bevölkerung damals noch nüchtern. Die unkritische Haltung ist vielleicht ein Überbleibsel der naiven Verehrung des Westens in der Modernisierungszeit. Der Eurozentrismus der Nobelpreisauswahl sollte aber kritisch betrachtet werden.

Denn 1994 war ein anderer „Japaner“ Kandidat für den Nobelpreis für Literatur. Sein Name ist Shigeru Kayano (1926-). Er gehört zu einer ethnischen Minderheit, Ainu. Im Lande der angeblichen „ethnischen Homogenität“ hat er für den Wiederaufbau der kulturellen Identität der Ainus gekämpft, indem er die mündlich überlieferte Dichtung von Ainus gesammelt und herausgegeben hat. Als Abgeordneter des Oberhauses hat er am 9. November 1994 zum erstenmal in der japanischen Parlamentsgeschichte in seiner Muttersprache gesprochen.

Warum wurde der Nobelpreis nicht Kayano sondern Ôe verliehen? Der wesentliche Grund ist es wohl, daß man Ôe überwiegend mehr als Kayano in einer „Weltsprache“ lesen kann⁴¹. Die Sprache hat ihre Weltgeltung durch kolonialistische Zerstörung der Identität und der Weltanschauung der dominierten Völker gewonnen. Es ist in der Verlagswelt allgemein schwierig, mit einem Buch von einer völlig anderen Wertvorstellung Gewinn zu erzielen. Ôe ist für die Europäer mit Sicherheit leichter zu verstehen. Ist es völlig unzutreffend, diese Realität im Kontext der Assimilation der Unterworfenen an die Werte der Eroberer zu interpretieren?

Der europäische Pluralismus hat auch seine Grenze. Das sollten die Japaner ohne Selbstgefälligkeit erkennen.

⁴¹ In Deutsch kann man einige Bücher von Ôe lesen. Kayano gar nicht.

A letter from Kobe

The 29th anniversary of the Nuclear-free Kobe Formula -

Dear Friends

On the 18th of March we shall be marking the 29th anniversary of the Nuclear-free Kobe Formula (Kobe Hoshiki).

It was on the 28th anniversary last year that President Bush declared war on Iraq. We spoke out strongly against this war and organized lunch time demonstrations, and the anniversary meeting that evening attracted several hundred people who condemned the attack on Iraq.

We were encouraged greatly by the 117 messages sent to our meeting.

I thank very much all who sent messages last year, as well as support and solidarity for our cause, and we will be very happy to receive the same support and encouragement this year. As many of you will already know, the Port of Kobe bans the entry of any warship which does not submit non-nuclear certification. Unless the ship provides proof that it is not carrying nuclear weapons, entry to the port is denied. This is our 'Nuclear-free Kobe Formula'.

Because of this official measure, US warships have been refused entry for the past 29 years. The US will not submit non-nuclear certification because of their "neither confirm nor deny" policy of nuclear weapons on board their ships. Prior to the Kobe Formula, 432 US warships entered the port between 1960 and 1974. There were US military bases at the port. However, the bases were removed in 1974 after a long campaign of protests. US military forces stationed in Japan have been sent to take part in the illegal war on Iraq, and in November last year a US warship entered the Port of Himeji, which is close to Kobe and under control of the Hyogo Prefectural Government. The reason for this visit is very clear. It was used as an example of US forces to use all Japan's ports freely, and to put pressure on nuclear-free Kobe. Although the Government of Japan has enacted a law to send Japanese Self Defence Forces to Iraq to support the illegal occupation of that country, we are fighting against this in the name of our pacifist constitution. We refuse to give into US pressure, and we are determined to keep our nuclear-free Kobe Hoshiki, and to spread it to every corner of Japan.

Your messages of support and solidarity continue to encourage us. Please support us again this year. We would be grateful if you could ask individuals and organizations, as well as local government etc., to also send messages of solidarity. Next year, 2005, is the 60th anniversary of the bombings on Hiroshima and Nagasaki, and is the 30th anniversary of the Kobe Formula. 2005 is also when the NPT Review Conference takes place.

As we approach 2005, we are collecting signatures internationally for the abolishment of nuclear weapons. The petition can be found at the following website:
<http://www10.plala.or.jp/antiatom%EUREUR>

We shall make our voices heard all over the world for an end to war and for the elimination of nuclear weapons, and to work together to achieve a peaceful 21st Century. We send you our best wishes and solidarity for all your efforts for peace.

Shushi Kajimoto
Secretary General of Hyogo Gensuikyo (Hyogo Council Against
H & A Bombs)
kbnobu@mub.biglobe.ne.jp

Japan: Iraq deployment shows the East German syndrome

Washington, 17 Dec (IPS/Tim Shorrock) — Four years ago, the author and Critic Chalmers Johnson wrote a prescient book about US foreign policy that Unfavourably compared Japan's postwar prime ministers to the East German leaders Walter Ulbricht and Erich Honecker.

“Just as the two satraps of the German Democratic Republic faithfully followed every order they ever received from Moscow, each and every Japanese prime minister, as soon as he comes into office, gets on an air plane and reports to Washington,” Johnson wrote.

Those words stung in Tokyo, largely because they were true. Since World War II, Japan has played a subservient role to the United States in foreign policy on nearly every issue to come its way. Its servile role has often been embarrassing, and frequently left many observers with the impression that Japan was no more than a bit player to its master in Washington.

In 1972, for example, US President Richard Nixon gave Prime Minister Eisaku Sato just a few minutes notice before announcing to the world that he was recognising the People's Republic of China as the official representative of China. Nixon's “shock” reversed years of official policy that Japanese diplomats and businessmen had been dreaming about for decades, and reportedly brought Sato to tears.

Nearly 10 years later, former US Ambassador Edwin Reischauer confessed in an offhand interview that US warships had been routinely bringing nuclear weapons into Japanese ports and territorial waters since 1960 with the full knowledge of Japanese leaders, thus violating Japan's anti-nuclear stance.

Now, nearly four years into the 21st century and more than a decade after the collapse of the Berlin Wall, the relationship between the United States and Japan that was forged in the early days of the Cold War does not seem to have changed much at all.

Johnson also wrote that even at the height of Japan bashing in the US over Japan's economic and trade power, the US Pentagon was the best lobbyist for Japan on Capitol Hill.

In fact, as the two nations celebrated the 50th anniversary of the US-Japan Security Treaty in November, Japanese leaders appeared to be bent on deepening their reliance on the United States, seemingly without any national debate about whether a close US military alliance with the United States is in Japan's best interest or not.

The best example of Japan's willingness to do the US bidding is the Middle East, where the cabinet of Prime Minister Junichiro Koizumi agreed last week to deploy 1,000 soldiers from Japan's Self-Defence Forces (SDF) to Iraq at Washington's request.

Koizumi's dispatch of the SDF, which comes in the aftermath of the killing of two Japanese diplomats in Iraq, marks the largest overseas deployment of Japanese troops since the Second World War.

But this significant turn in Japanese policy would never have taken place if President Bush had not reversed two centuries of US policy with his unilateralist, pre-emptive strike on Iraq. "Rebuilding Iraq is necessary for the stability of the entire Middle East and the rest of the world, and is in Japan's best interests," Koizumi said in a nationally broadcast news conference on Dec. 10.

This, of course, exactly mirrors Bush's belief that rebuilding Iraq is necessary for the stability in the Middle East and the world, as Bush has made clear in his many speeches on the subject.

Koizumi went on to say that Japan was meeting its responsibility as a long-time US ally, as opposed to a sovereign nation with its own obligations to the world. "The US is Japan's only ally, and it is striving very hard to build a stable and democratic government in Iraq," he said. "Japan must also be a trustworthy ally to the US."

Apparently those words were designed to assuage the Japanese public, which is overwhelmingly opposed to his decision to involve Japan in America's overseas ventures. Recent polls show that only about one-third of Japanese voters approve of the sending the non-combat troops to Iraq.

According to Nobukatsu Kanehara, a counsellor for political affairs in the Japanese Embassy in Washington and the former director of the Japan-US Security Treaty Division of the Ministry of Foreign Affairs, Japan's adherence to US foreign policy goals will only increase in the coming years.

"We are dependent on the US-Japan alliance," he declared at a December 10 forum on the Security Treaty sponsored by the Sasakawa Peace Foundation in Washington.

Kanehara described Japan's current policies as a continuation of the national strategy its leaders adopted in 1952 at the height of the Korean War, when Japan agreed to keep US bases on its territory indefinitely.

At that time, "we jumped into the new world and extended our national interests," he said. "Japan needs friends to expand its global influence. Our choice was the United States."

But Japan "won't be an expanding country," assured Kanehara, because its military is defensive in nature and lacks offensive capabilities.

Because the United States withdrew nearly all of its army forces from Japan after the Korean War, "that left the burden on Japan's ground forces," which remain three times larger than its air force, which has no ability to strike, and its navy, which can only monitor sea lanes out to 1,000 miles. "The US Seventh Fleet is our friendly fleet," said Kanehara.

Japan's overseas deployments have been closely aligned with US policy goals as well. Its first overseas peacekeeping mission, which took place under UN auspices in 1993 in Cambodia, was widely seen in Japan as an experiment to gauge both foreign and domestic reaction. It was followed by another "blue helmet" peacekeeping mission to Kenya.

In 1998, however, Japan's overseas military capacity expanded significantly when it signed a major agreement to provide logistics support to US forces in Asia. Then, following the 11 September attacks on the United States in 2001, which took the lives of 24 Japanese citizens, Japan sent 24 naval ships to the Indian Ocean. These oilers, Kanehara said, eventually carried 50% of the oil for the coalition forces fighting in Afghanistan.

Responding to Kanehara, James J. Przystup, a research professor at the Institute of National Strategic Studies at the National Defence University and the former director of Asian Studies at the conservative Heritage Foundation, called the US-Japan alliance a "central element" in the US global strategy. The alliance is important because it defends Japan in North-east Asia, provides "regional stability," and is "part of US global military strategy," said Przystup. He noted that the "first foreign deployment after Sep. 11 came from Japan." He concluded that "Japan's policies have changed remarkably over the last 10 years."

If Japan was an independent player on the world stage, that might be true. But as a junior partner to the United States in an alliance that has remained unchanged for over half a century, Japan may merely be moving in sync with the changes taking place in Washington - just as the former satellites of the Soviet Union might still be orbiting Moscow if their long-dead patron was still alive.

Vor vier Jahren schrieb der Kritiker Chalmers Johnson ein Buch über die Außenpolitik der USA und verglich darin die Premierminister Japans nach dem 2. Weltkrieg mit den ostdeutschen Staatsoberhäuptern Walter Ulbricht und Erich Honecker. Johnson schrieb, dass die japanischen Premiers ähnlich wie die beiden DDR-Politiker, die jeder Order aus Moskau gutgläubig gefolgt seien, sofort nach Amtsantritt in ein Flugzeug stiegen und in Washington vorsprächen.

Diese Worte trafen Tokio, weil sie wahr sind. Seit dem 2. Weltkrieg hat Japan außenpolitisch bei fast jeder Gelegenheit gegenüber den Vereinigten Staaten eine unterwürfige Rolle gespielt. Nach nahezu vier Jahren im 21. Jahrhundert und mehr als eine Dekade nach dem Zusammenbruch der Berliner Mauer scheinen sich die Beziehungen zwischen den USA und Japan, die im Kalten Krieg geschmiedet wurden, nicht sehr verändert zu haben.

So folgte Japan den Befehlen aus Washington, als das Kabinet von Premierminister Koizumi letzte Woche einem Einsatz von 1.000 Soldaten der japanischen Selbstverteidigungskräfte im Irak zustimmte, die von den Vereinigten Staaten angefragt worden waren. Dieser Einsatz stellt die größte Entsendung von Truppen nach dem 2. Weltkrieg dar. Nach den Worten von Kanehara, ehemaliger Direktor der Abteilung Sicherheitsvertrag Japan - USA im Außenministerium, jetzt außenpolitischer Berater an der japanischen Botschaft in Washington, werde sich die Orientierung an den außenpolitischen Zielen der USA in den kommenden Jahren noch intensivieren. Man hoffe, im Bündnis mit den USA einen stärkeren Einfluss in der Welt zu erlangen.

Man könnte meinen, mit Japans zunehmendem militärischen Engagement in der Welt trete es mehr und mehr als eigenständiger Akteur auf der weltpolitischen Bühne in Erscheinung. Aber Japan ist seit mehr als einem halben Jahrhundert lediglich ein Junior-Partner für die USA, der sich wie die ehemaligen Satellitenstaaten der Sowjetunion synchron zu den politischen Entscheidungen in Washington bewegt.

Reiseprotokoll Japanreise

November 2003

Dr. Vera Bendt / Friedemann Hottenbacher

So, 16.11.2003 Hiroshima

1. Gespräch mit Professor Yuki Tanaka, Hiroshima Peace Institute

- Seit Sommer 2003 führt die Hiroshima City University eine Summer University mit dem Schwerpunkt Peace Studies durch, an denen in erster Linie ausländische Studenten vorwiegend aus USA und Hawaii teilnehmen.
- Übergabe des Curriculum
- Professor Tanaka merkt an, dass Dr. Akiba mit seinen Hiroshima Nagasaki Course einen sehr beschränkten Ansatz wählt. Dr. Akiba will demnach Hiroshima und die Hibakusha weltweit "appealen". Das sei nicht genug! Tanakas Ansatz ist weitergefasst mit Thematiken zu Krieg, Frieden, indiscriminate bombing, comfort women, japanische Kriegsschuld etc...
- Ein Austausch von Studenten und Teilnahme deutscher Studenten an seinen Summer Course wäre möglich.
- Die Summer University 2004 findet vom 28. Juli bis 8. August statt. Einige Tage vor und danach gibt es ein Rahmenprogramm. Das Programm wird geschickt.
- Tanakas Bücher zu den comfort women liegen nur englischsprachig vor (leider hatte er keine Extra-Kopien zum verschenken da):
"Japans Comfort Women - Sexual Slavery and Prostitution during World War II and the US Occupation", Yuki Tanaka, Routledge, London/New York, 2002
"Hidden Horrors - Japanese War Crimes in World War II", Yuki Tanaka, Westview Press, 2000
- Ein Exemplar seines Kinderbuches zur Atombombe in Hiroshima hat Vera Bendt samt Widmung erhalten.
- Professor Tanaka ist wegen einer Konferenz am 24. und 25. Juli 2004 in Italien. Eine Teilnahme als Gastredner an einem Symposium über "Comfort Women" in Berlin vor oder nach seinem Italien-Termin wäre denkbar.

Mo, 17.11.2003 Hiroshima

2. Besuch des Peace Memorial Museum Hiroshima, Rundgang mit stellvertretendem Museumsleiter Kazuhiko Takano

3. Formelle Zusammenkunft mit Bürgermeister Dr. Tadatoshi Akiba

- Anwesend: Delegation Bendt (Dr. Vera Bendt, F. Hottenbacher, Tamio Murata, Keiko Mizuno), Masada Honda (Executive Director Hiroshima Peace Culture Foundation), Hiro Sakata (Director of "Mayors for Peace"), Toru Mukaikubo (Hiroshima Peace Culture Foundation), Yoshinoru Matsumoto (International Relations Division Hiroshima City)
- Dr. Akiba unterstützt in hohem Masse alle drei Anliegen: Die Implementierung der Peace Study Course in Berlin, einen akademischen Austausch bzw. Studentenaustausch, die Entsendung von Zivildienstleistenden ("We should work together").
 - Im Rahmen der "Mayors for Peace" bestehen bereits gute Kontakte zum regierenden Bürgermeister von Berlin.
 - Für 2005 ist eine große Welt-Konferenz aller "Mayors for Peace" in New York geplant.
- Übergabe des Exposé zu den "Peace Study Course" an der TFH.

4. Arbeitsgespräch mit Hiro Sakata (Director of "Mayors for Peace"), Toru Mukaikubo (Hiroshima Peace Culture Foundation), Yoshinoru Matsumoto (International Relations Division Hiroshima City), Kazuhiko Takano (Peace Memorial Museum)

a) Peace Study Course

- Bisher verschiedene Kurse in Japan und Amerika. Diverse Programme vorhanden und werden bereitgestellt.
 - Text-Sammlung von Dr. Akibas Reden gibt es nicht. Dafür verschiedene Reden auf der Homepage der Stadt. Verfügbare Texte werden bereitgestellt.
 - Grundsätzliches Problem: Neues Projekt, deswegen noch keine geeignete Materialsammlung, aber im Aufbau.
 - Bisher keine Textbücher zu Peace Study Course. Diverse Fach-Literatur vorhanden. Eine Liste wird zusammengestellt. Englischsprachige Fach-Literatur eher wenig, aber Standard-Literatur in der (kleinen) Bibliothek des Hiroshima Peace Memorial Museums vorhanden. Liste wird zusammengestellt, bei Bedarf können auch Bücher, die nicht mehr aufzutreiben sind, kopiert werden.
 - Professor an der Universität in Illinois ist Fachmann für Hiroshima Peace Study. Kontakt wird vorbereitet.
 - Film- und Photodokumente gibt es im Hiroshima Peace Memorial Museum und können bereitgestellt werden. Liste wird zusammengestellt.
 - Die ersten Zusammenstellungen können bis Anfang Dezember zugesandt werden. Weitere Informationen nach und nach.
 - Ansprechpartner für die Peace Study Course sind Sakata und Mukaikubo.
- b) Museumspädagogischer Austausch zwischen Jüdischen Museum und des Peace Memorial Museum (Kazuhiko Takano)
- Peace Memorial Museum keine Forschungsstätte, deswegen akademischer Austausch nicht möglich.
 - Interesse an museumspädagogischem Austausch. Konkrete Ideen über Form und Inhalt eines Informationsaustausches werden entwickelt.
 - Miteinbeziehung der jeweiligen Abteilungen z.B. pädagogische Abteilung.

c) Zivis in Hiroshima

- Grundsätzliches Interesse, nähere Informationen zu den Bedingungen werden benötigt.
 - Beispiel wäre ein Altenheim für Hibakusha.
 - Über Zivildienst im Museum wurde gesprochen ohne konkrete Ergebnisse.
 - Ansprechpartner ist je nach Stelle die internationale Abteilung (Herr Matsumoto), die Sozialabteilung oder Peace Culture Foundation.
- (Als allgemeiner Ansprechpartner wurde im Nachhinein Herr Mukaikubo festgelegt!)

5. Treffen Professor Mitsuo Okamoto, Friedensforscher an der Shudo Universität

- Übergabe von Unterlagen seiner Universität über Friedenskurse.
- Peace Studies in Japan laut Prof. Okamoto eigenartig, da sie immer Hiroshima mit allgemeinen Friedensfragen verbinden.
- Dr. Akibas Peace Study Course sehr wichtig, aber einseitig. Okamotos Friedenskurse sind weiter gefasst und auch für die interessant, die sich nicht so sehr für Atomwaffen interessieren. Grundproblem ist Krieg, Atomwaffen nur Erscheinung von böser Wurzel. Solange Krieg nicht verschwindet wird es immer Massenvernichtungswaffen geben. Russel- Einstein Dokument bei Pagwash-Konferenz: Kernpunkt: nicht "abolish nuclear weapon", sondern "abolish war".
- Friedensforschung: verschiedene Literaturquellen u.a. "Forschungsstätte evangelische Studienstätte", Heidelberg, Band 6, Band 12: Bibliographie über Friedensforschung, (Kontakt: Constanze Eisenwart)

6. Teilnahme an Rede von Bürgermeister Dr. Tadatoshi Akiba im Rahmen der Inaugurations-Konferenz für das Asia and Pacific Office der UNITAR (United Nations Institute for Training and Research). Danach Empfang der UNITAR mit diversen Begegnungen.

Di, 18.11.2003

7. Informationsbesuch und Besichtigung "Funairi Mutsumien", Altenwohnheim für Hibakusha, Hiroshima
 - 100 Wohnplätze (derzeit 94 Bewohner), 4 Kurzzeitbetten, 20 Tagesbetreuungsplätze
 - 70% direkte Hibakusha, durchschnittliches Alter 81 Jahre, älteste Bewohnerin 95 Jahre alt. Verhältnis weiblich/ männlich 8/1.
 - Keine Pflegefälle (werden in andere Einrichtung gebracht).
 - Schwerpunkt auf "pädagogisches Erzählen": Schulklassen besuchen die Einrichtungen und Alte erzählen von dem A-Bomben Abwurf.
 - Grundsätzliches Interesse an Zivis, da bisher auch andere "Freiwillige" engagiert sind.
 - Ansprechpartner ist die übergeordnete Einrichtung: Vereinigung für die Unterstützung von Hibakusha Hiroshima (bzw. Mukaikubo).
8. Gespräch mit Oda Makoto (anwesend auch Frau Oda, Kitagawa, Prof. Eichi Kido)
 - Politische Situation nach Wahlen vom 8.11.2003 bedrückend. Paradigmenwechsel im politischen System: Großer Verlust der Sozialdemokraten und Kommunisten, dadurch Zwei-Parteien System (DJP und LDP, die sich inhaltlich kaum unterscheiden).
 - Folge: Neue Politische Bewegung außerhalb der Parteien von Nöten und bereits im Aufbau.
 - Neue Thematiken bei monatlichen Treffen von Oda Makoto und Freunden: Gentechnologie/ Ökologie. Werden in Zukunft bedeutender.
 - Für 2005 internationale Friedenskonferenz in Vietnam angedacht, doch noch unklar, ob Vietnamesen etwas machen werden. Vietnam bedeutsam, weil einziges Land, das gegen USA gewonnen hat.
 - DJF Aktivitäten: Größer planen, Machbarkeit eines großen internationalen Symposiums (evt. gemeinsam mit Vietnam) prüfen, nicht nur akademischen Sachen verfolgen.
 - Deutsch-Japanische Zusammenarbeit immer noch bedeutsam, da unvergleichliche gemeinsame Geschichte. Gemeinsam gegen USA wirken, ganzseitige Anzeige vom DJF in der NewYorkTimes schalten, um bekannt zu werden und Zeichen zu setzen.
 - Grundsätzliches: Wo steht das DJF, wie soll es weitergehen?

Mi, 19.11.2003

9. Treffen mit Zivi Johannes Britsch, Besichtigung des Kansai Seminar House Kyoto
10. Gespräch mit Professor Klaus Spennemann (Doshisha Univ. Kyoto), Herr Tadashi Takahashi (Programmplaner Kansai Seminar House), Frau Akiko Kanayama (Lehrerin Momoyama High School), Kyoto
 - Möglichkeit der gemeinsamen Durchführung eines Symposiums zur Vergangenheitsbewältigung und Kriegsentschädigung, Japan und Deutschland.
 - Teilnahme von Schülern dann möglich, wenn im Vorfeld in dem "Allgemeinfach" (Einführung des Faches im nächsten Jahr, Thema ist den Lehrern freigestellt, muss aber didaktisch messbare Ergebnisse liefern) darauf vorbereitet wird, d.h. Schüler müssen inhaltlich und kommunikativ auf das Diskutieren mit deutschen Schülern vorbereitet werden.
 - Erste Kontakte auf Lehrebene, Absprache möglicher Termine.
 - Erarbeitung eines Themenkatalogs von Interessengebieten der japanischen Lehrer.

Do, 20.11.2003

11. Besuch der Sugihara Gedenkstätte, Yaotsu/Gifu
 - Sugihara Chiune, auch "japanischer Schindler" genannt, hat während des 2. Weltkrieges als japanischer Konsul in Litauen trotz entgegengesetzten Anweisungen durch das japanische Außenministerium Juden Transitvisa für Japan ausgestellt. 6000 Juden konnte er damit das Leben retten. Nach seiner Rückkehr nach Japan wurde er entlassen. Erst in den 80er Jahren wurde die Geschichte bekannt. In seinem Heimatort Yaotsu in der Nähe von Gifu, ein kleiner beschaulicher Ort mitten in den Bergen, wurde später ihm zu Ehren eine Gedenkstätte mit Museum und "Menschenrechtspark" errichtet. Der Besuch diente der ersten Kontaktaufnahme, weitere Möglichkeiten der Zusammenarbeit sind angedacht.

Fr, 21.11.2003

11. Verlagsbesuch Taisho Shuppan, Katsumasa Watanabe
 - Taisho Shuppan, kleiner Verlag, verlegt eigentlich Bücher über Eisenbahn.
 - Watanabe hat aus Zufall das erste Buch von Frau Sugihara (Chiunes Witwe) verlegt, seitdem großes Interesse an Sugihara, bislang 3 Bücher über Sugihara geschrieben und verlegt.
 - Watanabe ist ein ausgewiesener Kenner der Sugihara Geschichte und arbeitet an neuem Buch mit neuen Details, die ihm Probleme mit konservativen Kräften im Außenministerium beschern könnten.
 - Watanabe genießt das Vertrauen der Familie Sugihara sowie der Gedenkstätte Yaotsu und verwaltet das umfangreiche Dokumenten- und Fotoarchiv der Familie Sugihara.
 - Verlegen des Booklet vom Jüdisches Museum nicht möglich, aber Hilfe und Zusammenarbeit bei eventuellen Sugihara relevanten Unternehmungen des Jüdischen Museums (Medienarchiv "Retter") zugesagt.
13. Verlagsbesuch Iwanami Shuppan, Mari Ueda, Verlegerin, Katsuyuki Watanabe, elektronische Abteilung
 - Interview mit Vera Bendt für Zeitschrift "Sekai" über das Jüdische Museum durch Chefredakteur Atsushi Okamoto.
 - Des Booklets vom Jüdisches Museum:
 - Souvenirbuch in dieser Form nicht geeignet für den japanischen Markt. Publikation nur für den Museumsverkauf nicht möglich.
 - Für die Zukunft eine Reihe über "Friedensmuseen" geplant, in der auch das Jüdische Museum vorkommen soll.
 - Das Jüdische Museum und sein Internetauftritt soll mit Hilfe von Iwanami Shuppan mit den japanischen Netzseiten friedensrelevanter Museen verlinkt werden.

Sa, 22.11.2003

14. Treffen mit Eriko Ikeda, Mitarbeiterin von NHK und Vorsitzende des "Women's Fund for Peace and Human Rights"
 - Stand der Dinge bei den Vorbereitungen zur Errichtung eines "Dokumentationszentrums für sexuelle Gewalt gegen Frauen in Tokyo".
15. Treffen mit Mari Ueda, Iwanami Shuppan
 - Besuch Yasukuni Schrein und angegliedertes Militärmuseum
 - Besuch der "Showa-kan" (Showa-Museum)

Mo, 24.11.2003

16. Treffen mit Kyoko Sakamoto und Koh Kotoh (Verlag Kotoh & Company), Treffen mit Smadar Moise (Israelin in Tokyo), Treffen mit Professor Kensuke Shiba (Tokyo Woman's Christian University)

Anderer Dienst im Ausland (ADiA)

Abschlussbericht

Andreas Prusak

Als erstes vielen Dank an das DJF, dass mir ermöglicht hat, so viele neue Erfahrungen zu sammeln, an die ich sonst so ohne weiteres wohl nie gekommen wäre. Mein Bild über Japan habe ich um einiges erweitern können, vor allem aber ist es detaillierter geworden. Darauf werde ich hier aber nicht näher eingehen. Was mir auch unmöglich wäre, da es sich eher um das Verständnis und die Auffassungsart bestimmter Dinge handelt. Vieles geschieht bestimmt auch im Unterbewussten. Von nun an nehme ich Informationen zu Japan in einem anderen Kontext auf.

Kurze Orientierung in Ashiya



Hartwin Hantke

Unser Jahr begann Mitte Juli 2002 mit einer Zweieinhalbtägigen Einführungsveranstaltung in Ashiya. Ich glaube jeder von uns hatte eine Einführung in die Praxis der Altenpflege erwartet: welche Hebetechniken es gibt, worauf man beim Essen, beim Stuhlgang, beim Baden, bei Medikamenten, etc. achten muss. Stattdessen - ich will nicht sagen, dass es ganz unnötig war. Mehr dazu aber später - bekamen wir eine Präsentation der einzelnen Altenheime der Kirakuengruppe, hörten die Geschichte der Städte, deren sozialen Verhältnisse und schliesslich etwas über die Grundprinzipien und Regeln im respektvollen Umgang mit den alten Menschen. Dann wurden wir in Zweiergruppen aufgeteilt: Eno und Mike verbrachten zunächst ein halbes Jahr in Ikuno und Taiji und ich in Kema. Danach sollte gewechselt werden.

Kema

Taiji und ich wurden sehr freundlich in Kema empfangen und wir fingen dort unseren Dienst in der „Dayservice“ Abteilung an. Dieses Angebot in Kema nahmen zum Teil auch sehr fitte alte Menschen wahr, die morgens von zu Hause abgeholt wurden. Also für uns perfekt als Einführung in die Altenpflege und zur Kontaktaufnahme mit unterschiedlichen Familien und Haushalten. Frau Ichikawa versprach uns nach einer gewissen Zeit auch die Abteilung wechseln zu dürfen, um so das ganze Altenheim kennen zu lernen.

Dreieinhalb Monate im Dayservice

Unsere Tätigkeit im Dayservice bestand darin morgens die alten Menschen mit dem Minibus abzuholen. Später, als nur ich dies zusammen mit einem Busfahrer tat, musste ich mich auch über den Zustand und die evtl. Veränderungen der Besucher - so wurden die alten Menschen genannt, die das Angebot vom Kirakuen in Anspruch nahmen - informieren und evtl. Medikamente einsammeln. Ich war der Vermittler zwischen dem Arzt, der Familie und den Krankenschwestern im Heim. Eine sehr wichtige Rolle, die man, wenn möglich, auch mit dem Busfahrer kontrollieren ließ. Angekommen im Kirakuen wurden die Besucher an die (falls möglich) gewünschten Plätze geführt, Korrespondenzmappen eingesammelt, Medikamente abgegeben und Informationen weitergeleitet. Anschließend wurde Tee serviert und miteinander gesprochen, um möglichst viel über den physischen und psychischen Zustand der Besucher aber auch

deren Wünsche herauszufinden. Danach gab es eine Art „Aktivität“. Eine außerhalb des Heimes, z.B. in ein Einkaufszentrum fahren, am Neujahrstag einen Schrein besuchen, und eine für die im Heim Gebliebenen, Morgengymnastik und anschließend ein Spiel oder eine Gesangsrunde (leider konnte keiner von uns Zivis Klavier spielen) oder ähnliches. Es folgte die Vorbereitung des Mittagessens, das Zusammenstellen der Tablettts und deren Austeilung, evtl. Hilfestellung beim Essen, Austeilung der Medikamente, Kontrolle der aufgegebenen Menge. Zum Schluss wurde aufgeräumt und je nach Bedarf die Besucher in ein Bett oder auf Tatami schlafen gelegt. Nachmittags verging die Zeit am schnellsten, wenn man für das Bad eingetragen war. Im Bad gab es zwei Einteilungen: Außen- und Innenhilfe. Die Außenhilfe war für das An- und Ausziehen, evtl. zum Klo begleiten zuständig, bei der Außenhilfe war immer eine Krankenschwester anwesend. Der Innendienst hatte die eigentliche Waschaufgabe: Duschen, Rasieren, ins und aus dem Bad helfen. Eigentlich sollten die alten Herrn von Männern gewaschen werden, da dies aufgrund der wenigen männlichen Angestellten in Kema aber nicht möglich war, legte man auch keinen Wert darauf, dass wir unbedingt die Innenhilfe machten. Man teilte uns dann sogar eher noch für das Haartrocknen und Getränkereichen inkl. Gespräch führen ein. Zweimal die Woche musste ich einen sehr gewichtigen querschnittsgelähmten Herrn liegend waschen. Wahrscheinlich, weil er etwas zu schwer und zeitaufwendig war für die weiblichen Angestellten. Alternativ zum Baddienst musste man die Besucher unterhalten, mit ihnen basteln, oder Spiele spielen (Minigolf mit den alten Herren!). Dann gab es einen Tee mit Süßigkeiten, die man manchmal zusammen mit den alten Damen gemacht hat, z.B. Crepes, evtl. noch eine kleine Geburtstagsfeier und dann war es auch schon 16 Uhr. Nach einem Lied mit Gymnastik wurden die Besucher wieder heimgefahren, es sei denn, sie nahmen den „Short Stay“-Service in Anspruch und blieben für die Nacht.

Ich bat Frau Ichikawa Taiji und mich je einen Monat in das Group Home und das Tokuyou zu versetzen. Ich hatte mich inzwischen gut in den Dayservice eingearbeitet, fand es aber sehr anstrengend. Jeden Morgen fing alles von vorne an. Es gab keine Kontinuität für uns. Man musste permanent den Unterhalter spielen, immer 100% geben (weil der Kunde ist ja König und erwartet auch vollen Service). Es herrschte auch keine gute Atmosphäre in dieser Abteilung, was zum Teil auch an den lustlosen Mitarbeiterinnen lag. Für viele war der Job nur eine schlecht bezahlte Nebenverdienstmöglichkeit, den sie aber notgedrungen machen mussten. Amagasaki, wo auch Kema liegt, ist eben eine arme Arbeiterstadt.

Einen Monat Group Home

Im Group Home ging alles vergleichsweise sehr ruhig zu. Ziel des Group Homes ist es, Demenzpatienten ein angenehmes, häusliches Klima zu bieten. Den zwei Gruppen à 9 Patienten wurde dies, meiner Meinung nach, in einem architektonischen Kunstwerk auch vollkommen geboten. Dementsprechend machte mir das Arbeiten auch sehr viel Spaß. Obwohl ich zwar als Nichtjapaner sehr aufgefallen bin, war ich ein Teil der „Familie“ und weniger der Unterhalter. Gemeinsames Essen, Fernsehgucken, Spielen (Go spielen!) und gemeinsam Ausgehen oder Spaziergehen gehörten hier zu meinen Haupttätigkeiten. Tisch abräumen und Essen austeilen war sehr leicht, da es ja immer auf 9 Personen und den Mitarbeiter beschränkt war. In einer 9er Gruppe wohnten immer nur 2 Herren, die traditionell von den Frauen bedient wurden. Am Anfang war es sehr schwer für mich, als Mann, noch dazu als Ausländer, irgendetwas im Haushalt zu machen. Die Bewohner waren körperlich alle fit. Nur wenigen musste man beim Stuhlgang oder beim Baden helfen. Die Herren gehörten nicht dazu. Und einer japanischen Demenzpatientin als ausländischer Mann irgendeine Hilfestellung zu leisten, die in die Intimsphäre eingriff, war undenkbar. Deshalb war ich auch hier im Endeffekt

„nur“ Unterhalter. Was aber wesentlich angenehmer war als im Dayservice, da es sich immer um dieselben Leute handelte und ich mich an sie gewöhnen und sie so besser kennenlernen konnte. Auch war das eher junge Personal motivierter als im Dayservice. Leider muss man Demenzpatienten sehr gut kennen, um mit ihnen wirklich gut umgehen zu können und als mir dies einigermaßen gelungen war, wurde ich wieder versetzt.

Ein Monat Tokuyo in Kema

Nun folgte ein Monat lang das „Tokuyou“. Ein Zuhause für ältere Menschen, die eine besondere körperliche Pflege benötigen. Sich mit ihnen zu unterhalten war gar nicht erst möglich, denn sie hatten sehr schwere physische oder psychische Handycaps. Aber je mehr sie sich an mich gewöhnt hatten, desto mehr Spaß machte mir die Arbeit mit ihnen. Hier war meine Hauptbeschäftigung das Essen. Das Essen verteilen, dann füttern (ist wichtig und nimmt viel Zeit eines Mitarbeiters in Anspruch - also perfekte Ziviarbeit), Medikamente eingeben, und anschließend den Bedürftigen wieder auf ihr Zimmer helfen. Zwischendurch 'mal hinausgehen, an die frische Luft oder ins Café (damit sie sich nicht ganz wie in einem Krankenhaus oder einer Anstalt fühlen...). Die richtig „harten“ Taetigkeiten, wie Pampers wechseln und baden, musste ich nicht machen. Man bot sie mir bewusst nicht an. Einerseits wäre die Verantwortung sehr groß und andererseits waren wir ihnen dafür auch zu schade, „es wäre doch sehr unhöflich, einen Jugendlichen, der extra von so weit hergekommen ist, solche Arbeit machen zu lassen“. Damit hätten wir den sehr überlasteten Mitarbeitern aber am meisten geholfen.

Vorbereitung des Neujahressens in der Küche

Seit dem Dayservice habe ich meine Aktivitäten immer mehr selbst eingeteilt. Ich hatte einen nahezu vollkommenen Überblick bekommen und war auch schon in mehr Abteilungen gewesen als die Mitarbeiter. Ich wusste nun immer irgendeine, möglichst angenehme sinnvolle Beschäftigung zu finden, die den Mitarbeitern auch half und das führte dazu, dass ich immer weniger Anweisungen bekam. Am Jahresende waren dann alle in der Administration beschäftigt und so nahm ich mir die Freiheit, ein kurzes „Praktikum“ in der Küche zu machen; eine sehr gute Entscheidung für mich. Die Angestellten in der Küche (die Abteilung, die oft als schwarzes Schaf angesehen und ständig kritisiert wurde) freuten sich sehr, dass endlich einer von diesen Zivis 'mal zu ihnen kommt. Auch den alten Leuten machte es Spaß, mich als Koch verkleidet zu sehen. Nun war es eine meiner Aufgaben nach dem Essen bei unserer „Kundschaft“ Kritik einzuholen, „ob es geschmeckt hat“ etc. . Es gab aber oft Lob, denn die Küche war mit der Zeit besser geworden (als ihr Ruf). Ein Highlight war die Zubereitung von 160 Neujahressen. Es war ziemlich viel Arbeit aber sehr interessant. Bestimmt hat kaum ein Ausländer so etwas jemals gemacht (hehe, und auch nur wenige Japaner!). Für meine Zeit in Kema war es ein guter Abschluss. Ich kam so noch einmal in alle Abteilungen und konnte noch einmal alle sehen.

Erneut im Dayservice

Leider bin ich dann nach Neujahr wieder für zwei Wochen in den Dayservice gegangen. Na ja, zum Ende sollte man nicht hin und her springen. Nur die ganz fiten „Omas und Opas“ haben verstanden, dass wir zum Abschied gekommen sind und nicht für längere Zeit dort arbeiten würden.



Andreas Prusak

Umzug nach Ikuno

Der Umzug nach Ikuno ging schnell. Die Einarbeitungszeit war für mich kurz, da ich schon mit einigen Sachen, wenn auch nicht perfekt, vertraut war.

Nun ja, die Altenheime in Japan sind sehr überfüllt, die Kapazitäten sind fast überall komplett erschöpft. Deswegen werden in Japan immer noch sehr viele Altenheime gebaut. Aber wirklich profitieren kann man von dem Geschäft erst nach einigen Jahren. Von den vier Kirakuen Heimen schreibt eigentlich nur Amagasaki Kirakuen schwarze Zahlen. Ikuno ist wohl in ein, zwei Jahren auch so weit. Allerdings hat Ikuno Kirakuen einen Vertrag mit der Stadt und muss noch ein Group-Home errichten. Ein anderer hemmender Faktor für Ikuno Kirakuen ist, dass die zwei hochverschuldeten Heime in Ashiya und Kema mit Mitteln aus Ikuno finanzielle Spritzen erhalten. Den größten Umsatz von ihnen macht Ashiya, d.h. wenn Ashiya erst einmal schwarze Zahlen schreiben wird, dann wird es sich lohnen. Aber das scheint noch in weiter Ferne zu liegen. Kema steht finanziell auch nicht da. Hier gibt es allerdings einen „Altenheimtourismus“, der der Heimleitung Geld einbringt. Man muss sich das wie im Zoo vorstellen: Jeden Freitag ist Tag der offenen Tür. Dann werden im Schnitt 2 Gruppen à 10-25 Touristen (in Anzügen, mit Kameras, zum Teil sogar aus Übersee angereist) durch das komplette Gebäude geführt. Was sie daran verdienen, kommt uns Zivis zugute. Aber ich schweife ab, wo war ich doch gleich? Ach ja, in Ikuno Kirakuen. Kema Kirakuen ist ein sehr neues Altenheim und die Senioren dort sind dementsprechend relativ fit. Mit der Zeit werden sie jedoch hilfsbedürftiger. Dies fiel uns vor allem beim Wechsel nach Ikuno auf. Nicht nur das Altenheim ist anders, während Kema eher einem traditionellen japanischen Hotel glich, erinnerte uns das Gebäude in Ikuno eher an deutsche Schullandheime bzw. Jugendherbergen. Das Positive daran war für uns, dass hier die Mitarbeiter erfahrener und eingespielter waren und sie dementsprechend auch besser mit uns Zivis umgehen konnten. Wir konnten hier besser unseren Platz finden. Zum großen Teil lag dies aber auch daran, dass unsere Vorgänger Eno und Mike gute Vorarbeit geleistet hatten und wir selbst ja auch schon erfahrener waren.

Dayservice in Ikuno

Was die Arbeit angeht, könnte ich nun ziemlich viel Redundantes schreiben. In Ikuno arbeitete ich die komplette Zeit im Dayservice. Die Arbeiten waren ähnlich wie in Kema. Ich hatte allerdings weniger Freiheit. Ich bekam einen wirklich gefüllten Tagesablauf. Abholen, Korrespondenz, Blutdruck und Fieber messen, Morgengymnastik, Spiele - Animation, Mittagessen vorbereiten, Pause, Bad (Innendienst), Aktivität, Tee, Heimfahren, evtl. Aufräumen. Schwierig war es hier, sich mit den alten Menschen zu unterhalten, da sie nicht so fit waren wie die Leute in Kema, aber auch generell nicht so gesprächsfreudig waren (vielleicht lag es an der Landluft...).

Sehr positiv war für mich der geregelte Tagesablauf mit meiner festen Position im Team. Was natürlich auch anstrengender war, z.B. war ich alle 1-2 Wochen einmal verantwortlich für die Nachmittagsaktivität. Etwa 2-3 Mitarbeiter halfen zwar mit, jedoch hatte ich die leitende Rolle und musste so die Moderation und somit auch die Motivation der alten Leute übernehmen. Im Bad war ich praktisch jeden Tag. Hier, in Ikuno, waren es fast ausschließlich nur Männer, die Männer waschen durften. Hieran sieht man auch schon, dass in Ikuno, alleine schon wegen der längeren Tradition, mehr von den Prinzipien der Kirakuen Gruppe umgesetzt wurde. Die Morgengymnastik musste ich in 40% der Fälle komplett alleine führen. Sonst waren Krankenschwestern dabei, die entweder die Führung übernahmen oder aushalfen. An manchen Tagen kam auch die „Jiritsu“-Gruppe in das Dayservice. Sie besteht aus noch sehr fitten alten Senioren, die noch in der Lage sind, sich alleine zu versorgen. Sie kamen zur Animation in das Altenheim, da ihnen in

einem Dorf wie Ikuno öfters langweilig wird. Im Dayservice können sie dann Karaoke, Denkspiele, Ballspiele, Geschicklichkeitsspiele unterschiedlichster Art spielen, oder eben auch mal einen Ausflug machen. Da es sich meistens um Gruppen von 10-20 Personen handelt, wurden immer Mitarbeiter hierfür eingeteilt. Einer davon war in der Regel ich.

Noch erwähnenswert in Ikuno sind die behinderten Mitarbeiter. Kirakuen ist sehr sozial und Ikuno ist das Heim, was es am meisten geschafft hat, sich in die Region einzubinden. Feste und Aktivitäten des Heimes erscheinen in der örtlichen Presse und mehrmals in der Woche hört man das „Dorfradio“ und zwar im ganzen Heim. Eine Gruppe von Freiwilligen kommt oft als Chor mit den Senioren singen. Außerdem besteht generell ein reger Austausch mit der Dorfbevölkerung durch die „Jiritsu“ (die Alten, die auf eigenen Füßen stehen). Körperlich behinderte Menschen kommen zur Tagespflege ins Heim und geistig Zurückgebliebene aus der Region finden bei Kirakuen eine Arbeit. Mit einem solchen Mitarbeiter musste ich oft zusammenarbeiten. Er konnte Arbeiten verrichten, wie Mittagessen vorbereiten, Rollstühle herumfahren und Alte beim Gehen führen. Vorgegebene Abläufe konnte er sich merken, jedoch fehlte es ihm etwas an Selbstständigkeit. Bei kleinen Unregelmäßigkeiten und Störungen hatte er Probleme, die Aufgabe zu meistern. Das Unangenehme für mich war, dass er einerseits genau wie wir Zivis nur ein beschränktes Aufgabenfeld hatte, und wie der Zufall es wollte mit mir gleichalt war. Er sah in mir seinen Rivalen, und dementsprechend anstrengend war es mit ihm zu arbeiten. Entweder versuchte er mir zuvorzukommen oder die Arbeit selbst zu machen. Andererseits hatte ich aber auch die Aufgabe, bei Personalknappheit auf ihn aufzupassen.

Die Arbeitstage in Ikuno vergingen schneller als in Kema. Ich war eben schon vertrauter mit meiner Arbeit.

Freizeit

Freizeit hatte ich zum Glück genug. Dies lag aber nur daran, dass ich mir meine Tage, entgegen den Hoffnungen der Heimleitung, auch wirklich freigenommen habe. Obwohl, so glaube ich, ich am Ende sogar noch 3 freie Tage verschenkt hatte.

In Kema habe ich hauptsächlich etwas mit meinen alten Freunden, die ich noch aus meinem Schüleraustausch kannte, unternommen. An meinen freien Tagen kamen sie oft zu uns nach Hause und ich fuhr dann nicht zum Essen in das 5 km entfernte Altenheim. Wir hatten eine Küche und günstige Einkaufsmöglichkeiten in der Nähe. So konnten wir mit solchen Gemeinschaftskochaktionen Geld sparen und hatten nebenbei noch viel Spaß miteinander. Während meiner Zeit in Kema war ich nur in der Kansai Region unterwegs. Kirakuen hatte mir ein relativ gutes gebrauchtes Mountainbike gekauft und so war ich sehr mobil - zur Arbeit habe ich weniger Zeit gebraucht als mit dem Auto (weniger als mit dem Zug sowieso) - und ersparte dem Altenheim (aber auch mir selber) viele Fahrtkosten. Sogar bis Kyoto bin ich mit dem Fahrrad gefahren... eigentlich doch ganz angenehm. Ich kam zwar nicht immer so schnell voran, habe so aber bestimmt mehr von der Gegend gesehen als bei einer Zugfahrt.

Die längste Distanz mit dem Fahrrad legte ich von Ikuno bis Amagasaki (150 km) zurück, um meine Freundin vom Flughafen abzuholen. Den größten Teil meiner Urlaubstage nahm ich mir in Ikuno frei. Einige lange Wochenenden, um zwischendurch aus den Bergen runter nach Osaka zu fahren zu meinem ehemaligen Gastbruder, der im Sommer wieder in Osaka war. Einen Großteil nahm ich mir frei, als mich meine Freundin besucht hatte. In dieser Zeit war ich eine Woche auf Kyushu, wohin wir zusammen für einen Tag mit der Kirakuenleitung geflogen waren (nach Nagasaki). Wir beide sind noch etwas länger geblieben; dann für ca. 2 Wochen nach Osaka und Kyoto. Zum Schluss bin ich noch eine gute Woche mit meinem Gastbruder von Ikuno über Osaka, Tokio, Matsushima und Hachinohe

nach Hokkaido getrampt. Zum trampen kann ich nur sagen, dass es sehr empfehlenswert ist. Es erspart unglaublich viel Geld, ist meistens schneller als irgendwelche Bummelzüge und man lernt viele interessante Leute kennen. Macht man das zu zweit, kann man sich sogar abwechseln bei der Unterhaltung des Fahrers. Oh, und durch das Trampen bin ich auch nach Hiroshima und zu der schönen Insel Matsushima gekommen.

Fazit

Freizeit habe ich genug gehabt, aber nur weil ich mir die Tage auch tatsächlich frei genommen habe. Um große Fortschritte in der Sprache zu erzielen, war sie dann doch zu kurz bzw. ich hätte weniger unternehmen sollen und mehr büffeln müssen.

In Kema waren wir mehr für die Publicity da. Mehrmals kam die Presse, um uns zu interviewen. Den Besuchern des Heimes stellte man uns stolz vor. Aber wirklich einen vollen Mitarbeiter zu ersetzen, war uns nicht möglich. Na ja vielleicht ansatzweise im Dayservice. Sonst hatten wir eher „Schnupperkurse“ in den einzelnen Abteilungen. Wo ich jedoch trotzdem mein Bestes gegeben habe.

An dieser Stelle sollte man vielleicht noch anmerken, dass die Leitung des Kirakuens sich nicht einig ist über die Rolle der Zivis in den Heimen. Vor allem durch den Einsatz von der obersten Chefin Frau Ichikawa war eine unserer wichtigen Aufgaben, für mehr internationale Kommunikation und Verständnis bei den Senioren, aber auch bei den Mitarbeitern zu sorgen. Vielen in den Heimleitungen (besonders in Kema) gefiel dies nicht, da sich ihrer Meinung nach die Heime aus finanzieller Sicht keine Zivis leisten können (es sei denn die Zivis werden als fast volle Arbeitskräfte integriert).

In Ikuno ist die Heimleitung geschickter mit uns Zivis umgegangen. Wir wurden fester eingebunden und sie konnten uns somit effizienter nutzen. Nur Ikuno war es gelungen, uns Zivis so einzusetzen, wie man es in einer äquivalenten Stelle in Deutschland getan hätte. Leider hatte ich alle meine Urlaubstage für meine Zeit in den Bergen aufgespart und Ikuno hatte somit vielleicht nicht ganz soviel an mir profitiert wie erwartet ;-).

Die anderen Altenheime von Kirakuen müssen sich ein Beispiel an Ikuno nehmen (was den Umgang mit den Zivis angeht.) und es sollte vielleicht eine bessere Vorbereitung der angehenden Zivis in Deutschland geben. Sehr gut wäre es auch, einige Altenheime in Deutschland vorher einmal gesehen zu haben, da die Altenheime in Japan sehr unterschiedliche Standards haben - das Kirakuen hat einen sehr hohen (unter den staatlich geförderten Heimen) und die Angestellten sind sehr an Vergleichen interessiert.

Wenn man die Zeit als Zivi in Japan effektiv nutzen möchte, kann es ein anstrengendes Jahr werden. In Deutschland gibt es viele Stellen mit viel einfacheren, kürzeren Tätigkeiten. Für mich ist es aber ein unbezahlbares Erlebnis gewesen und ich bin sehr froh, dass ich dieses Jahr in Japan bei Kirakuen verbracht habe.



Anderer Dienst im Ausland (ADiA)

Halbzeitbericht, Ikuno

Paul Cibulka

Was geschehen ist.

Meine Arbeit im Carehouse im Ikuno Kirakuen ist beendet. Am 31.11. bekam ich eine Abschiedsfeier mit den Heimbewohnern und den Mitarbeitern, denn: Am nächsten Tag ging es los nach Amagasaki! Dank des Wohlwollens der hohen Tiere der Kirakuen-Altersheim-Kette wurden wir für insgesamt zwei Monate einem völlig anderen Umfeld ausgesetzt. Ein Monat Arbeit im Kema Kirakuen (Kema ist ein Ortsteil von Amagasaki, etwas westlich von Osaka), und ein Monat im Ashiya Kirakuen (etwas östlich von Kobe). Da war die Freude natürlich groß!

Abenteuer Amagasaski

Am 1. Dezember ging es auf nach Amagasaki. Die Koffer waren gepackt, die Fahrräder wurden in den Bus gehievt, und los ging's. Wohlbehalten am Bestimmungsort angekommen wurden Michi und ich freudig begrüßt, mit einer pompösen Willkommensfeier. Wir wohnten vorerst in einer Wohnung, von der aus man mit der Bahn ca. 20 Minuten bis zum Arbeitsplatz brauchte. Zwei Wochen

lang wurde ich in eine Gastfamilie „gesteckt“, mit der ich ziemlich viel Spaß hatte und auch viel gelernt habe. Mein Gastvater, ein Shinto-Priester, erzählte mir viele interessante Dinge über diese Glaubensart und den Shintoscreein Kumano Jinja, der direkt neben dem Haus stand und den tagsüber viele Menschen aus der Umgebung zum Beten aufsuchten. Die Gastmutter arbeitet in dem örtlichen Kindergarten, wo ich auch ganze drei Tage lang, anstatt ins Kirakuen zu gehen, arbeiten durfte. Das war eine ziemlich lustige Erfahrung, mit den Kindern zwischen drei und sechs Jahren. Ich wurde sofort als der große Ausländer mit der auffälligen Nase beliebt und mußte tausend Fragen über Deutschland und die Welt beantworten.



Meine Arbeit im Kirakuen war die Day-Service-Abteilung, mit einer Spezialisierung für alte Menschen mit Dementia. Morgens werden sie mit Bussen abgeholt, im Day-Service beschäftigt man sich dann mit Gymnastik, gemeinsamen Spielen, Gesprächen usw. Wie im Day-Service üblich werden die Alten im traditionellen Ofuro (japanisches Bad) geduscht und gebadet. Ab ca. um vier Uhr werden sie wieder heimgefahren. Alles in Allem war es jedes Mal ein gemütliches Beieinander, bei täglich zwischen 5 und 10 Besuchern, aber es gab auch ein paar härtere Fälle, auf die alle Mitarbeiter immer ein Auge werfen mußten. Bei vielen war die Krankheit schon sehr weit fortgeschritten und es war etwas bedrückend, mitzubekommen, dass sie fast alles, was man tagsüber zusammen gemacht hat, worüber man geredet hat, wieder vergessen. Ihre Kindheit, ihr Jugendalter, ihre Arbeit oder ihre Vorlieben sind nach wie vor im Kopf präsent und sie haben mir auch viel darüber erzählt. Was ich ihnen erzählt habe, was ich auf ihre vielen Fragen geantwortet habe, wie oft auch immer, konnten sie sich jedoch nicht merken, und es ist etwas traurig, dass diese Bekanntschaft also nur von einer Seite kommt.

Am Ende meiner Arbeitszeit im Kema Kirakuen wurde ich sogar noch von einer

gemütlichen Abschiedsfeier überrascht. Zusammen mit den Alten machten wir Makizushi, eine Sushiart, was superlecker war, denn, wer mich kennt, weiß, dass ich Sushi nur sehr selten widerstehen kann. Es war ziemlich Spaßig, und ich habe auch noch ein Abschiedsgeschenk bekommen: eine Pappplatte (hört sich billiger an als es ist) mit Glückwünschen für die Zukunft und Unterschriften von den Mitarbeitern und den Alten.

Ferien

Meine ersten wirklich langen und erlebnisreichen Ferien, zur Weihnachtszeit. Wenngleich mir nicht so richtig weihnachtlich zu Mute war, habe ich mir vom 24. Dezember bis zum 4. Januar frei genommen. Denn: Ich bekam Besuch aus Deutschland. Eine Schulfreundin aus Gymnasialzeiten hatte beschlossen, mich in Japan zu besuchen, und endlich war es soweit. Genau am 24. am Internationalen Flughafen in Osaka angekommen, begann auch für mich eine Japanreise als Tourist, da ich vorher nie die Möglichkeit und Zeit hatte, eine Sightseeingtour zu unternehmen. Zusammen gingen wir zu Tempeln in Kyoto, wanderten durch die überfüllte Chinatown von Kobe, sangen in diversen Karaoke in der Innenstadt Osakas und und und... Das Highlight war allerdings Oshougatsu, das japanische Neujahrsfest, das wir bei meiner Gastfamilie beim Kumano-Schrein verbrachten. Wir konnten teilhaben an einer japanischen Tradition namens Omochitsuki. Mit einer Art Hammer wird gekochter Reis in einer Steinschale so lange geknetet und dann zermürbt, dass am Ende eine sehr zähe Masse entsteht. Diese wird in kleine Teilchen zerrupft und in Ballform geknetet. Das ist ein Omochi, der berühmte Reiskuchen, an dem angeblich jährlich einige Menschen sterben, weil sie sich verschlucken und aufgrund der zähen Konsistenz daran ersticken. Alle haben gegessen, aber keiner ist mit blauem Gesicht vom Hocker gekippt. Wenn der Countdown zum neuen Jahr beginnt, reihen sich hunderte von Menschen vor den Tempeln und Schreinen in Japan auf und machen Hatsumode, der erste Besuch eines Schreins und das erste Beten vor dem Altar im neuen Jahr. Erst als die Uhr um zwei schlug, begannen die Massen langsam zu verschwinden. Es war eine Zeit voller Erlebnisse... Am 2. Januar jedoch war die Rundreise zu Ende. Aber mir bleiben viele viele Fotos und Erinnerungen an diese Zeit.

Ashiyas Nobelaltenheim

Am 5. Januar ging es nach Ashiya los. Im Grunde die selbe Geschichte wie davor: Koffer packen, nix vergessen, Fahrräder in den Bus laden und warten, bis das Schild "Ausfahrt Ashiya" auf der Schnellstraße (eigentlich grundlos "Schnell"straße genannt - mehr als 100 km/h gehen da nicht) aufblitzte. Nach kurzer Reise angekommen wurden wir freundlich aufgenommen und bekamen auch wieder prompt eine Willkommensfeier. Schön, dachte ich mir, die Japaner sind ja spendabel, wenn's ums Bier trinken und Buffet verzehren geht. Was ich jedoch sagen muß, ist, dass diese Feier für mich eher anstrengend als erholsam war, denn wir Deutschen waren ja die Ehrengäste, die demnach auch viel, sehr viel labern mußten. Und das vor ca. 50 Angestellten mit Mikrofonbenutzung. Gelabert wurde dann über die Militärdienstverweigerung in Deutschland, japanisches Essen (eines der Lieblingsthemen der Japaner: "Ist für dich japanisches Essen ein Problem?"), Hobbies und alles mögliche, was von den Anwesenden gefragt wurde. Von den Angestellten der Day-Service-Abteilung habe ich sogar als Willkommensgeschenk eine selbstgemachte Torte bekommen (die im übrigen sehr lecker war), wobei ich aber bis heute nicht weiß, wer genau sie gemacht hat. Jedenfalls: Respekt!

Meine Arbeit im Ashiya Kirakuen war, wie gesagt, Day Service. Es waren jedes



Paul Cibulka (links) & Michael Starnitz (rechts)

Mal ca. 30 Gäste anwesend, viele von ihnen relativ jung und gesund, sodass es tagsüber immer ziemlich lebhaft und freudig herging. Vormittags wurden Spiele gemacht, interessante Dinge vorgetragen, vor dem Mittagessen haben alle zusammen Gymnastik gemacht. Mein Job bestand aus simplen Dingen wie Tee servieren und nachgießen, das Essen vorbereiten, Gespräche mit den Leuten führen (die sich auch sehr interessiert an mir und Deutschland zeigten, Fragen stellten und mir auch viel Japanisch beibrachten), Klavier spielen (in dieser Zeit habe ich einige traditionelle japanische Lieder gelernt, bei denen die Alten ganz automatisch mitsingen, sobald ich anfangen zu spielen).

Während meiner Zeit in Ashiya habe ich Homestay gemacht. Die ersten beiden Wochen war ich bei den Eheleuten Matsubara untergebracht. Zwei sehr sehr liebenswürdige, nette und offene Leute, mit denen ich viel Spaß hatte. Beide sind Musiker, meine Gastmutter ist Professorin an einer Universität, spielt Klavier und hat mir in dieser Zeit einiges an musikalischer Theorie beigebracht (ist ziemlich erstaunlich, wieviel System in der Musik steckt, wenn man es nur weiß), mein Gastvater spielt Klarinette, und ich habe ihn wirklich jeden Tag in seinem Zimmer üben hören. Und wenn sie nicht gerade üben, sind sie mit diversen Konzerten oder Proben beschäftigt. Zudem lernen beide deutsch (sie sind im vierten Jahr an einer Sprachenschule), und sie sind erstaunlich gut!! Diesen beiden habe ich viel zu verdanken. Wir sind gemeinsam einkaufen gegangen, auch mal nach Osaka in eine Karaoke, ich habe sogar einmal bei einem ihrer Konzerte ein Gastauftritt gemacht, worauf ich gleich viele Reaktionen bekommen habe, wir haben zusammen deutsch und japanisch gelernt,nur um einen kleinen Eindruck zu vermitteln. Die nächsten beiden Wochen war ich bei Satousan, einem alleinstehenden Herren, untergebracht. Er ist von Beruf Designer und Künstler, unterrichtet auch an einer Fachschule. Seine Wohnung ist voll von Gemälden (teilweise selbst gemalt), Postern und antikem Krimskrams, worauf er ganz besonders stolz ist. Durch ihn habe ich einige interessante Leute kennengelernt, wie z.B. seinen Nachbarn Kawarasan, der zu Kriesgszeiten deutsch lernte und so gut wie alles versteht. Er kann auch noch die altdeutsche Schreibschrift, die heute nur noch wenige beherrschen. Satousan veranstaltete für uns beide am Ende des Monats

eine große Abschiedsfeier, zu der alle Gasteltern, Kinugawasan (der Chef von Ashiya Kirakuen) und noch einige Mitarbeiter eingeladen waren. Auch der Bürgermeister von Ashiya schaute kurz vorbei, verschwand aber bald wieder, da er wohl doch ein sehr beschäftigter Mann ist. Trotz des durch die Anwesenheit mehrerer Gäste entstandenen Platzmangels und die damit verbundene deutliche Begrenzung der individuellen Bewegungsfreiheit, wurde schließlich leckeres Essen und deutsches Bier aufgetischt, es gab nette Gespräche und lustige Fotos! Prost!



Home Sweet Home

Am nächsten Morgen, der 1. Februar, kamen wir zu später Morgenstund` mit Kopfweh aus dem Futon gekrochen. "Osoiou Gozaimasu" schallte es vor der Tür. Wir fanden uns im Gästezimmer des Ashiya Kirakuens wieder, wo wir offensichtlich übernachtet hatten. Mir die Augen reibend fragte ich mich doch, wo denn nun meine Erinnerung geblieben war... ich weiß, dass ich am Vorabend noch kurz Prost gesagt habe, und dann wurde mir schwarz vor den Augen. Wie seltsam....

Na, ok, ganz so schlimm war es dann doch nicht mit dem deutschen Bier. Mit unserem Gepäck zusammen waren wir ins Kirakuen verfrachtet worden, wo wir auf die Ankunft des Bürochefs vom Ikuno Kirakuen, Tanakasan, warteten, der uns, wie ausgemacht, wieder zurück zu dem Ort bringen sollte, wo alles begann: Nach Ikuno. Der doch so simple Name eines kleinen Dorfen in den Bergen

Japans klang plötzlich so frisch und rein in meinen Ohren wie noch nie. Beim Aufladen des Gepäcks in den Bus, merkte ich, dass es so schwer wie noch nie war. Ich hatte die ganze Zeit so viele Geschenke von so vielen Menschen bekommen, dass mein Koffer ganz schön an Gewicht zugenommen hatte. Als ich mich selbst in das Gefährt schwang bemerkte ich seltsamerweise das selbe Phänomen, das auch meinem Gepäck widerfahren war: So wohlgenährt und gefüttert war ich selten.

Endlich wieder in Ikuno: frische Bergluft, unbeschreibliche Stille, wunderschöner Sternenhimmel, von Bergen umgeben, Schnee, saukalt, keine Zentralheizung, sechs Kilometer bis zum nächsten Supermarkt, zu kleine Wohnung, Handy, das keinen Empfang hat... Ja, das ist Ikuno.

Der Day-Service im Ikuno Kirakuen

Im Grunde ist es die selbe Arbeit wie in Kema und Ashiya, aber es ist doch ganz anders. Ich beschreibe einfach mal meinen Tagesablauf:

7:30 Aufstehen, Frühstück machen, Zähne putzen.

8:30 Rüber ins Kirakuen rennen, Time card stempeln und mit der Arbeit beginnen. Morning Meeting. Danach werden die alten Menschen mit Bussen und Rollstühlen abgeholt. Es wird Tee serviert, wir machen gemeinsam Morgengymnastik, es werden einige Nachrichten aus der Zeitung vorgelesen, oder wir singen gemeinsam.

11:00 Schürze umbinden und Essen vorbereiten und servieren. Von Aal über gebratenen Süßkartoffeln bis hin zu Schnitzel gab es schon alles.

11:45 Mittagspause: Energie tanken, Internet surfen

12:45 Umziehn für die Arbeit im Ofuro, dem japanischen Bad . Dort werden die Alten, die körperlich eingeschränkt sind, gewaschen und anschließend im Ofuro mit ziemlich heißem Wasser gebadet. (Im Wasser halte ich persönlich es nicht länger als 5 Minuten aus.)

14:15 Wenn alle gewaschen sind, gehts wieder in den Day-Service Raum, wo Spiele oder andere Beschäftigungen gemacht werden. Ab und zu werde ich auch zum Klavierspielen eingesetzt.

15:00 Es wird wieder Tee serviert und Süßigkeiten dazu. Zeit sich mit den Anwesenden zu unterhalten.

16:00 Ende des Programms des Day-Services. Die Alten werden heimgefahren.

17:00 Schlußmeeting. Und Arbeitsschluß. Time card stempeln. Das war ein Tag...



Was mir hier in Ikuno aufgefallen ist, ist der Unterschied der Denkweise, verglichen mit den Stadtmenschen. Mir scheint, die Omas und Opas sind hier nicht wirklich am Ausland interessiert. Wer sein Leben lang in Dörfern wie Ikuno gewohnt hat und nicht mal Japan richtig kennt, ist konservativer und hat wohl auch nicht so rasend viel Wissensdurst über das Ausland. So geht es mir jedenfalls, ist vielleicht auch nur Einbildung. Andererseits: Ich fühle mich hier nicht als Ausländer behandelt, anders als in der Stadt. Hier haben die Einwohner einfach keinen Kontakt mit Menschen aus fremden Ländern, und manche sehen vielleicht das erste Mal in ihrem Leben einen solchen. Aber sie reden mit mir ziemlich normal, ohne irgendwelche Rücksicht auf ihre Ausdrucksweise und Grammatik, sodass ich oftmals im konfuse Zustand meines Gehirns aufbe. Ich bin eben kein Japaner, der jeden Dialekt und Redensart versteht.

Zukunft?

In naher Zukunft... ich habe viel vor. Ein Freund von mir in Ikuno, Satousan (er liebt seinen Heimatort über alles!), veranstaltet mehrere Konzerte, bei denen ich auch auftreten soll. Bei einer Grundschule in einem Nachbarort werde ich an einem internationalen Tag teilnehmen und mit ein paar anderen Ausländern unsere Heimatländer vorstellen. Bald sind ich und Michi sogar im Fernsehen: Vor einiger Zeit kam ein TV-Team von Osaka Terebi und hat uns den ganzen Tag bei der Arbeit gefilmt und interviewt (am Rande: es ist ein schrecklich bedrückendes Gefühl ständig die Blicke der Fernsehkamera im Nacken zu spüren, ich hab`s aber überlebt). Geplant ist außerdem eine Reise nach Okinawa (eine südlich gelegene Insel, ziemlich warm!!), danach fahren wir mit ein paar Angestellten des Kirakuens nach Hiroshima, so viele Pläne hatte ich noch nie auf einmal aufzählen können... ich erlebe hier also wirklich viel. Außerdem habe ich durch die beiden Monate in der Stadt viele Bekanntschaften gemacht, worüber ich sehr glücklich bin. Zu den Gastfamilien kann ich auch jederzeit zurück, wenn ich mal wieder die Großstadt erleben will.

So bleiben mir noch etwa vier Monate, die ich in Ikuno beim Day-Service verbringen werde. Ganbarimasu!!



Brett spielen in Kirakuen



Makizushi in Kema



Karten spielen in Kirakuen



Gasteltern in Ashiya



in Nara

„Was und wo wäre ich, wenn es Adolf Hitler nie gegeben hätte?“

Festrede von Uri Avnery anlässlich der Verleihung des Lew - Kopelew Preises für ihn und den Palästinenser Sari Nusseibeh

Wir beide glauben an Frieden, an die Versöhnung zwischen beiden Völkern. Wir glauben nicht nur daran, wir arbeiten daran, wir kämpfen dafür, jeder auf seine Art. Wir glauben an den Grundsatz: Verfluche nicht die Dunkelheit, zünde eine Kerze an. Zusammen mit unseren Mitarbeitern, mit den Tausenden von Friedensaktivisten beider Völker, haben wir schon viele Kerzen angezündet.

Meine Damen und Herren,
Liebe Freundinnen und Freunde,

Jedes Mal, wenn ich auf deutschem Boden stehe, frage ich mich: Was und wo wäre ich, wenn es Adolf Hitler nie gegeben hätte?

Stünde ich hier mit Sari Nusseibeh? Wäre ich überhaupt ein Israeli?

Ich bin nicht weit von hier, in der westfälischen Stadt Beckum, geboren. Dort war mein Großvater, Josef Ostermann, Lehrer der kleinen jüdischen Gemeinde.

Aber meine Familie kam ursprünglich aus dem Rheinland. Meine Mutter erzählte mir einmal, aus welchem kleinen Ort wir stammen. Leider habe ich den Namen vergessen, und jetzt ist keiner mehr da, den ich fragen kann.

Mein Vater, der im humanistischen Gymnasium Lateinisch als 1. Fremdsprache gelernt hatte, behauptete, unsere Familie sei mit Julius Caesar nach Deutschland gekommen. Aber archäologische Beweise dafür habe ich bis jetzt nicht gefunden. Die Familie war tief in der deutschen Kultur verankert. Mein Vater, ein leidenschaftlicher Musikliebhaber, hat Brahms und Beethoven verehrt. Die Ouvertüre von Wagners "Meistersinger" war sein Lieblingsstück. Kein Werk der deutschen Literatur fehlte in unserem Bücherschrank, ich habe sie fast alle vor meinem 15. Geburtstag gelesen.

Mein Vater kannte Goethes "Faust", beide Teile, auswendig. Als er sich 1913 mit meiner Mutter verlobte, war die Bedingung, dass sie bis zur Hochzeit "Fausts" ersten Teil auswendig lernte. Die Gegenbedingung meiner Mutter war, dass mein Vater Tennis spielen sollte. Beide haben die Bedingungen treu erfüllt, aber einen Tag nach der Hochzeit hat meine Mutter den "Faust" vergessen, und mein Vater hat nie wieder Tennis gespielt.

Was hat diese Familie, die Familie Ostermann, dazu gebracht, 1933 Deutschland für immer zu verlassen und in ein fernes, fremdes Land, das Land der Familie Nusseibeh, zu ziehen?

Ein einziges Wort: der Antisemitismus.

Zwar war mein Vater schon immer ein Zionist gewesen. Er war neun Jahre alt, als der "Erste Zionistenkongress" stattfand. Er war von dieser Idee begeistert. Zur Hochzeit erhielt er als Geschenk eine Urkunde des jüdischen Nationalfonds, nach der in Palästina ein Baum in seinem Namen gepflanzt worden ist. Aber er hat nie daran gedacht, selbst nach Palästina auszuwandern.

(Damals gab es einen Witz: Wer ist ein Zionist? Ein Jude, der mit dem Geld eines zweiten Juden einen dritten Juden in Palästina ansiedeln will.)

Zionisten waren damals in den deutschen jüdischen Gemeinden eine verschwindende Minderheit. Unter unseren Verwandten wurde behauptet, mein Vater sei nur darum Zionist geworden, weil er ein Querkopf war. (Anscheinend liegt dies in den Genen unserer Familie.)

Aber kurz nach der sogenannten Machtübernahme beschloss mein Vater auszuwandern. Der unmittelbare Anlass war klein. Mein Vater war ein vom Gericht ernannter Treuhänder und Konkursverwalter. Seine Ehrlichkeit war sprichwörtlich, er war "gerade wie ein Lineal". Bei einer Gerichtsverhandlung rief ein junger Anwalt: "Juden wie Sie brauchen wir hier nicht mehr!" Mein Vater fühlte sich zu tiefst verletzt, damit war für ihn Deutschland erledigt. Ich bin auch heute noch überzeugt, dass das Gefühl der Kränkung bei der Scheidung zwischen Juden und Deutschen eine große Rolle gespielt hat.

Wohin sollten wir? Kurz wurden Finnland und die Philippinen erwogen. Aber die zionistische Romantik gab den Ausschlag. Wir gingen nach Palästina, und seitdem ist das Los meiner Familie mit dem der Familie Nusseibeh untrennbar verbunden.

Als mein Vater zum Polizeipräsidium in Hannover ging, um sich abzumelden, sagte der Polizeibeamte: "Aber Herr Ostermann, was fällt Ihnen ein? Sie sind doch ein Deutscher wie ich!"

Ich erzähle diese Geschichte oft, um meine palästinensischen Freunde von der Versuchung zu bewahren, im Antisemitismus einen Bundesgenossen zu sehen. Also: die Antisemiten hassen die Juden, die Juden bilden die Mehrheit in Israel, Israel unterdrückt die Palästinenser, ergo: die Antisemiten sind die Freunde der Palästinenser.

Das wäre ein großer Irrtum.

Ohne den Antisemitismus wäre der Zionismus nie entstanden. Zwar behauptet die zionistische Legende, die Juden hätten sich in jeder Generation nach Palästina gesehnt, aber diese Sehnsucht war auf Gebete beschränkt. Tatsächlich haben die Juden im Laufe der Jahrhunderte nie die kleinste Anstrengung gemacht, sich in Palästina zu versammeln.

Ein kleines Beispiel: vor 511 Jahren wurde eine halbe Million Juden aus Spanien vertrieben. Die meisten von ihnen siedelten sich irgendwo im muslimisch-osmanischen Raume an, wo sie überall freundlich aufgenommen wurden. Sie ließen sich in Marokko, Bulgarien, Griechenland und in Syrien nieder. Nur nach Palästina, einer entlegenen Provinz des türkischen Reiches, gingen außer ein paar religiösen Schriftgelehrten kaum einer.

Muslimen wenden sich im Gebet nach Mekka, Juden wenden sich im Gebet nach Jerusalem. Aber mit der zionistischen Idee eines Judenstaates hat das nichts zu tun.

Der moderne politische Zionismus war eine klare Reaktion auf den modernen Antisemitismus der nationalen Bewegungen Europas. Es ist kein Zufall, dass das Wort "Antisemitismus" 1879 in Deutschland geprägt worden ist - und nur ein paar Jahre später hat Nathan Birnbaum, ein in Wien geborener Jude, das Wort "Zionismus" geprägt.

Es war die Antwort auf die Herausforderung. Wenn die neuen nationalen Bewegungen in Europa, so gut wie ausnahmslos, nichts mit den Juden zu tun haben wollen, dann müssen eben die Juden sich selbst als eine Nation im europäischen Sinne konstituieren und ihren eigenen Staat gründen.

Wo? Im Lande der Bibel, dem damaligen Palästina.

So begann der historische Streit zwischen unseren beiden Völkern, dem Volk Sari Nusseibehs und meinem Volk: es ist ein Konflikt der heute - 2003 - schlimmer ist als je. Es fing damit an, dass die Zionisten ihr Ziel, die Juden aus Europa vor dem Antisemitismus zu retten, und die palästinensischen Araber ihr Ziel, Freiheit und Selbständigkeit in ihrem Vaterland zu erreichen, im selben kleinen Lande verwirklichen wollten, ohne die geringste Ahnung von einander zu haben.

Theodor Herzl, der Gründer der modernen zionistischen Bewegung, schrieb 1897, nach dem ersten Zionistenkongress in Basel, in sein Tagebuch: "In Basel habe ich den Judenstaat gegründet". Damals war er noch nie in Palästina gewesen, er hatte keine Ahnung, wer dort lebte. Einer seiner Kollegen prägte den Ausspruch: "Ein Land ohne Volk für ein Volk ohne Land". Für sie war Palästina eben leer, unbewohnt.

Aber der Großvater Sari Nusseibehs lebte damals in Palästina, zusammen mit einer halben Million anderer Araber. Sie hatten keine Ahnung - konnten ja keine Ahnung haben! - dass irgendwo in der Schweiz, in einer Stadt, deren Namen sie vielleicht nie gehört hatten, eine Versammlung stattfand, deren Folgen ihr Schicksal und das Schicksal ihrer Kinder und Kindeskinde, ihrer Familie, ihrer Stadt, ihres Dorfes, ihres Landes, für immer verändern wird.

Der Antisemitismus hat die zionistische Bewegung ins Rollen gebracht, der Holocaust hat ihr eine ungeheure moralische Wucht verliehen; auch heute treibt der Antisemitismus die Juden aus Russland, Argentinien und Frankreich massenweise nach Israel.

Die Palästinenser haben viele Feinde - aber keiner von ihnen ist so gefährlich für sie wie der Antisemitismus. Wenn in manchen arabischen Ländern heute versucht wird, diesen fremden Antisemitismus aus Europa zu importieren, so ist das äußerst verhängnisvoll.

Sari Nusseibeh und ich, zwei Semiten, die zwei mit einander verwandte semitische Sprachen sprechen, müssen Bundesgenossen im Kampf gegen diese alte und moderne kollektive Geisteskrankheit sein. Ich glaube, dass wir es auch sind. Ich möchte aber gleich hinzufügen: Der Fluch des Antisemitismus darf nicht dazu missbraucht werden, um jegliche Kritik an meiner Regierung und meinem Staat zu verhindern. Wir Israelis wollen ein Volk wie alle anderen sein, unser Staat sollte ein Staat wie alle anderen sein, er darf und muss mit demselben moralischen Maßstab gemessen werden wie alle anderen Staaten.

Ja, auch hier, in Deutschland. Keine Sonderbehandlung, bitte.

Nun dauert unser Streit schon über hundert Jahre, auf beiden Seiten ist eine fünfte Generation in ihn hineingeboren, eine Generation, deren ganze Geisteswelt durch den Konflikt geprägt ist. Ängste, Hass, Vorurteile, Stereotypen, Misstrauen bestimmen ihre psychische Welt.

Wir stehen am Rande des Abgrunds, und in beiden Völkern gibt es Führer, die uns befehlen: Vorwärts, marsch!

Wir beide stehen hier, weil wir unsere Völker vor diesem Abgrund bewahren, weil wir ihnen einen anderen Weg zeigen wollen.

Der Staat Israel besteht, keiner kann uns ins Meer werfen. Das palästinensische Volk besteht, keiner kann es in die Wüste treiben. Unser Ministerpräsident, Ariel Sharon, will aber ganz Palästina in einen jüdischen Staat umwandeln.

Muslimische Fundamentalisten, wie die Hamas- und Jihad- Organisationen, wollen ganz Palästina einem muslimischen Staat einverleiben. Das ist eindeutig der Weg in die Katastrophe.

Wir beide glauben an Frieden, an die Versöhnung zwischen beiden Völkern. Wir glauben nicht nur daran, wir arbeiten daran, wir kämpfen dafür, jeder auf seine Art.

Wir haben gemeinsam an vielen Aktionen teilgenommen. Wir sind, Arm in Arm, an der Spitze eines großen Marsches von Christen, Muslimen und Juden am Sylvesterabend 2001 durch die Gassen der Altstadt Jerusalems gezogen. Aber unsere Hauptaufgabe ist, unsere eigenen Völker davon zu überzeugen, dass Friede und Versöhnung möglich sind, dass auf beiden Seiten die Bereitschaft besteht, den Preis des Friedens zu bezahlen.

Das sind keine abstrakten Bestrebungen. Gush Schalom, die israelische Friedensbewegung, der ich angehöre, hat 2001 einen Friedensvertrag in allen Einzelheiten ausgearbeitet und veröffentlicht. Vor kurzem hat Sari Nusseibeh mit Ami Ayalon, einem ehemaligen israelischen Geheimdienstchef, die Grundsätze einer Friedenslösung artikuliert. Jetzt hat eine neue Gruppe von israelischen und palästinensischen Politikern in Genf den detaillierten Entwurf eines Friedensvertrages vorgelegt.

Das Blutbad in unserem Land, das schon drei Jahre andauert, ist ein Symptom der Hoffnungslosigkeit, der Frustration und der Verzweiflung auf beiden Seiten. Natürlich gibt es keine Symmetrie zwischen Besatzern und Besetzten, Herrschern und Beherrschten. Die Gewalt der Besatzung ist nicht mit der Gewalt des Widerstandes zu vergleichen. Aber die Hoffnungslosigkeit, die auf beiden Seiten herrscht, und das gegenseitige Misstrauen sind vergleichbar, und unsere erste Aufgabe ist es, diese zu überwinden.

Wir glauben an den Grundsatz: Verfluche nicht die Dunkelheit, zünde eine Kerze an. Zusammen mit unseren Mitarbeitern, mit den Tausenden von Friedensaktivisten beider Völker, haben wir schon viele Kerzen angezündet.

Ich bin ein Optimist. Ich glaube, dass aus der Dunkelheit der Verzweiflung schon Dämmerung wird, es fängt ganz langsam an, heller zu werden. Die Überzeugung, dass das Blutvergießen zu nichts führt, breitet sich in Israel aus.

30 unserer Kampfpiloten weigern sich, unmoralische Befehle auszuführen. Die Zahl der Verweigerer unter unseren Soldaten wächst. Der Generalstabschef, bis vor kurzem ein extremer Draufgänger, hat seinen Vorgesetzten widersprochen und erklärt, dass es keine militärische Lösung gibt. Die Genfer Friedensgespräche haben Wirkung, sie zeigen, dass es Partner für den Frieden gibt. Eltern gefallener Soldaten protestieren öffentlich gegen die sinnlose Opferung ihrer Kinder.

Es weht ein neuer Wind. Es entsteht neue Hoffnung. Wir werden alles tun, damit diese Hoffnung wächst, damit sie zu einer historischen Wende führt.

Als ein Gush Schalom Aktivist nehme ich diese Auszeichnung dankbar an. Ich bin besonders stolz, weil sie mit dem Namen Lew Kopelews verbunden ist. Alle Kämpfer für Frieden und Menschenrechte in Israel, Palästina und in der ganzen Welt, gehören einer internationalen Gemeinschaft an, für die Lew Kopelew ein Vorbild war und ist.

Ich danke Ihnen. Wir werden Sie nicht enttäuschen.